

Dütti Storys

Hier kommt Nachbarschaft zum Tragen.

Geschichten aus dem Düttmann-Kiez

Bilder
und
Geschichten
aus dem
Düttmann-Kiez

Herausgeber:
Quartiersmanagement Düttmann-Siedlung
Nachbarschaftshaus Urbanstraße e. V.
Urbanstraße 21, 10961 Berlin

im Auftrag der Senatsverwaltung
für Stadtentwicklung und Wohnen
Programm Sozialer Zusammenhalt (bis 2019 Soziale Stadt)
Württembergische Straße 6, 10707 Berlin
www.quartiersmanagement-berlin.de

Autor*innen:
S. 41–46, 55–195 Adrian Garcia-Landa
(Kiezredakteur des Quartiersmanagements
Düttmann-Siedlung), www.kiez.fm
S. 8–40, 47–54, 196–199 Angelika Greis
(Leitung Quartiersmanagement)
www.nachbarschaftshaus.de

Layout und Cover:
Andrea Jaschinski, www.vitamin-A-design.de

Korrektorat & Lektorat:
Dr. Maria Zaffarana, www.korrektoratlektorat.de

Druck, Bindung: buch.one
Printed in Germany
Auflagenhöhe 350 Stück



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons
Namensnennung-Nicht kommerziell 4.0 International Lizenz.

Berlin, September 2020

Inhalt

Vorwort 5
Das Team des Quartiersmanagements 2005 – 2020 8
Das Quartiersmanagement-Gebiet Düttmann-Siedlung ... 12
Wir brauchen Lernräume! 15
Vom Beratungszentrum zum Ankerpunkt 20
mitbestimmen – mitgestalten 26
Was macht eine soziale Stadt aus?
Ein kinderfreundliches Klima! 33
Bildung – eine Aufgabe für die Soziale Stadt? 37
Wie alles begann 41
Die Trägerrunde Düttmann-Siedlung 47
Der Kreuzberger aus Khartum 55
Feuerdorn und Spierstrauch 58
Haarscharf an der Insolvenz vorbei 64
Der Haus-Meister-Singer 69
Die Schule in der anderen Galaxie 74
Fastenbrechen unter Freund*innen 79
Ein (Bildungs-)Baum schlägt Wurzeln 81
Der Club der guten Väter 83
Osman Bayers Kochaktion 88
Die spannenderen Wahlen 92
Die neu Gewählten 97
Talk of the Kiez 102
Gute Nachbarschaft ist Übungssache 106

Die Gesellschaftskünstler*innen 111
Wo Adventsmärkte entstehen 117
Für die Zeit danach … 119
Seelsorgerin der Siedlung 123
Die (zu) kurze Rampe 128
Die Kinder von KoduKu 132
Das Kinderland mittendrin 136
Mit Bibern wachsen 142
Neue Heimat, neue Rolle 146
Eine Frage der Möglichkeiten 151
Die KinderKüchen-Bande 155
Die Geburt des Dütti-Treffs 158
Eine Mutter kann viel bewirken 162
Nachbarschaft will gepflegt sein 166
Gelegenheiten wollen ergriffen werden 177
Ein Baum voller Ideen 180
Der Hobby-Philosoph 183
Von Heidenheim in die Düttmann-Siedlung 187
Die Kunst des Zusammenlebens 190
Der deutsche Alexandrier 192
„Meine Töchter sind meine Sterne“ 195
Wie geht’s weiter mit meinem Engagement? 196

Bildnachweis 200

Vorwort

„Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Welt verändern.“ Stefan Zweig

Das Quartiersmanagement Düttmann-Siedlung hätte sich in den letzten 15 Jahren niemals so gut entwickelt, wenn nicht so viele Bewohner*innen dazu bereit gewesen wären, Einblicke in ihr Leben, ihre Geschichten, ihre Ängste und Visionen zu geben. Wir haben uns immer darum bemüht, die Bewohner*innen als Expert*innen ihrer eigenen Sache ernst zu nehmen. Obwohl das Programm „Soziale Stadt“ vorrangig ein städtebauliches Förderprogramm ist, ist unsere Handlungsmaxime stets gewesen, die Menschen hinter der baulichen Kulisse auf die Bühne der Stadt zu holen und sie als Gestalter*innen ihres Umfeldes auftreten zu lassen. Der Newsletter des Quartiersmanagements war ein wichtiges Medium dafür. Das QM-Team und die Kiez-Redaktion wollten darin nie über die Köpfe der Menschen hinweg urteilen, vielmehr sie verstehen und mit ihnen auf Augenhöhe zusammensitzen.

Die vielen Porträts, die von unserem Kiez-Redakteur Adrian Garcia-Landa in den letzten Jahren im Newsletter des Quartiersmanagements Düttmann-Siedlung veröffentlicht worden sind, erscheinen in diesem Buch nun erstmals in gesammelter

und gedruckter Form. Adrian Garcia-Landa hat seine Berichte und Porträts stets gut recherchiert und all die Herausforderungen gezeigt, die oftmals nicht durch Projekte haben bewältigt werden können. Herzlichen Dank dafür!

Den Umbruch in der Düttmann-Siedlung gestalteten viele Initiativen, Einrichtungen und Gremien mit. In langen, manchmal schweißtreibenden Quartiersratssitzungen, bei Vernetzungsgremien, in Steuerungsrunden und Arbeitsgruppen wurden Handlungsansätze und Projektideen ausgetüftelt, um Bewohner*innen und Netzwerkpartner*innen in ihren Bedarfen zu unterstützen sowie ein solidarisches und aufmerksames Miteinander zu gestalten. Das vorliegende Buch gibt Einblicke in die zahlreichen Aufgaben der Akteur*innen, die mit viel Tatendrang daran gearbeitet haben, zusammen mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen ein Stück Lebenswelt positiv zu verändern.

Die Publikation ist ein Mosaik, das aus unterschiedlichsten Blickwinkeln das vielfältige Leben in der Düttmann-Siedlung veranschaulicht.

Die positive Quartiersentwicklung wäre ohne die Entscheidungsträger*innen in der Steuerungsrunde undenkbar gewesen. Wir möchten uns an dieser Stelle herzlich bei Ralf Hirsch von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen und Jana Nowratzky vom Bezirksamt für die langjährige Begleitung des Quartiersprozesses bedanken, wie auch bei allen

Vorgänger*innen. Sie haben uns bei vielen Herausforderungen beraten und sich hinter den Kulissen für das gute Gelingen der Quartiersentwicklung eingesetzt.

Das Buch ist auch ein Dankeschön für die vielen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen in der Düttmann-Siedlung, die zu verschiedenen Zeiten an vielen kleinen Orten in vielen kleinen Schritten an unterschiedlichsten Baustellen mit mannigfaltigen Ansätzen daran mitgearbeitet haben, dass sich im Mikrokosmos Düttmann-Siedlung vieles zum Positiven entwickelt hat. Wir hoffen, dass wir damit bleibende Erinnerungen an das Leben und die intensive Schaffenszeit während des Quartiersmanagements in der Düttmann-Siedlung hinterlassen können.

Viel Freude bei der Lektüre!

Das Quartiersmanagement Team
Pinar Boga und Angelika Greis

Berlin, im September 2020

Das Team des Quartiersmanagements 2005 – 2020

Angelika Greis, Juni 2005 bis Dezember 2020

„Die Düttmann-Siedlung ist zu ‚meinem' Dorf geworden. Ich bin verbunden mit ihrer Geschichte, nicht nur durch das jahrelange Schreiben von Handlungskonzepten, sondern hauptsächlich durch die vielen gelebten und erlebten Geschichten und Prozesse, die meine Arbeit als Leiterin des Quartiersmanagements geprägt haben."

↓ *Angelika Greis, Julia Löser, Songül Dogan*



Pinar Boga, Juli 2017 bis Dezember 2020

„Besonders freue ich mich als Quartiersmanagerin in Momenten, in denen ich merke, dass Bewohner*innen als Fachleute in eigener Sache Ideen entwickeln und Aktionen starten, die positive Impulse setzen, um das Quartier eigenständig aus seiner Abwärtsspirale zu holen. Wenn ich sehe, dass Aktionen zu Selbstläufern werden, fällt mir ein Stein vom Herzen."



Adrian Garcia Landa, Kiezredaktion Juni 2016 bis 2020

„Ich bin in einer deutschen Minderheit in Frankreich aufgewachsen. In der Düttmann-Siedlung habe ich vieles wiedererkannt, aber eins vermisst: Dass Mehrsprachigkeit nicht als Chance begriffen wird."



Julia Löser, April 2015 bis September 2018

Julia Löser ließ sich den Spaß an der Arbeit nie nehmen. Mit viel Teamgeist unterstützte sie das Quartiersverfahren und die Nachbarschaftsarbeit. „Nicht zerreden, sondern tun", lautete

ihre Devise, mit der sie so manchen Prozess beschleunigte. Legendär waren auch ihre kreativen Flipcharts bei eintönigen Sitzungen.

Songül Dogan, Februar 2006 bis Juni 2017

Songül – übersetzt „die letzte Rose“ – war immer der lachende Sonnenschein, wenn sie Bewohner*innen davon überzeugte, sich für ihre Siedlung zu engagieren. Mit ihrem Enthusiasmus setzte sie sich für und mit Bewohner*innen ein. Selbstwirksamkeit und Gemeinsinn waren ihre Leitmotive. Viele Jahre lang begleitete sie die Aktionsfonds-Jury. Bei zahlreichen Festen rockte sie mit.

Nele Westerholt, August 2008 bis Dezember 2013

Nele Westerholt war eine große Team-Playerin, suchte immer nach konstruktiven Lösungen und setzte sich mit Herz und Verstand für Chancengleichheit ein. Integration sei ein gegenseitiger Prozess: Mit dieser Maxime begegnete sie Bewohner*innen und gestaltete Prozesse im Quartiersverfahren mit.



Phillip Koller, Februar 2013 bis April 2016

Phillip Koller begleitete uns in einigen Herausforderungen, die die Umstrukturierung des Förderverfahrens mit sich brachte. Auch nachdem er seine Tätigkeit wechselte und Beteiligungsverfahren wissenschaftlich analysierte, lautete sein Fazit: „Unser aufsuchender Ansatz, um Menschen im Quartier zu erreichen, war der einzig richtige Ausgangspunkt, um Bewohner*innenbeteiligung auf unterschiedlichen Ebenen erlebbar werden zu lassen."



Mirjam Wagner, Februar 2006 bis Juni 2008

Ein Praktikum in der Gemeinwesenarbeit der Düttmann-Siedlung veranlasste Mirjam Wagner, sich als Quartiersmanagerin zu bewerben. Damals schlug ihr Herz auch für Kunst mit Kindern. Heute hat sie ihre Berufung als Theaterpädagogin gefunden.



← *von links nach rechts: Nele Westerholt, Angelika Greis, Sara Hornig (Praktikantin), Justus Peters (Praktikant), Tina Reiß (Praktikantin), Songül Dogan*

Das Quartiersmanagement-Gebiet Düttmann-Siedlung

Die Werner-Düttmann-Siedlung liegt im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg im sogenannten Graefe-Kiez. Sie grenzt an den Bezirk Neukölln. Das Gebiet besteht hauptsächlich aus Neubauten des sozialen Wohnungsbaus der 1980er-Jahre in zentraler Wohnlage. Städteräumlich existiert eine Abgrenzung der Neubausiedlung zum Altbaugebiet. Auch der Einkommensdurchschnitt (Transferleistungsbezug 46,25 % - Arbeitslosenanteil 4,96 % - Stand: 31.12.2018) hebt sich von der mittelschichtsstärkeren Nachbarschaft im Altbaukiez ab.

Im Juni 2005 erhielt das Gebiet zwischen Jahn- und Graefestraße sowie Hasenheide und Urbanstraße im Rahmen des Städtebauprogramms „Soziale Stadt“ eine Förderung in der Kategorie „Starke Intervention“: Es wurde dabei zum Fördergebiet Düttmann-Siedlung. Neben 33 Quartieren in Berlin war die Düttmann-Siedlung mit ihren rund 3000 Anwohner*innen auf 8,52 Hektar Fläche das kleinste Fördergebiet in Berlin. 2019 wurde nach 14 Jahren Förderung der Verstetigungsprozess durch die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen mit sieben weiteren Quartieren in Berlin eingeleitet.





Aus dem Programm Soziale Stadt wurden während der Förderperiode 2005 – 2020 insgesamt 6,615 Millionen Euro Programmmittel (Baufonds, Projektfonds, Aktionsfonds) investiert. Zusätzliche Förderprogramme im Rahmen des Städtebaus sowie Fördermittel, Spenden und Stiftungen wurden ergänzend genutzt, auch um eine Weiterführung erfolgreicher Projekte zu gewährleisten.

Folgende Baumaßnahmen wurden während der Zeit des Quartiersmanagements umgesetzt:

- *Umbau Gebäude und Gelände „ehemaliger Hasenbau" in der Hasenheide 44 zu einer Kinderfreizeiteinrichtung (Baufonds, 2010)*
- *Umbau einer Gaststätte zu einem Nachbarschaftstreff („WUM-WEST", 2005) inklusive Erweiterung des Treffpunktes (Baufonds, 2017)*

- *Umbau und Sanierung der Kita Urbanstraße (Baufonds, 2012)*
- *Umbau Garten der Kita Hasenheide (Baufonds Soziale Stadt, 2015)*
- *Sanierung des Gebäudes Urbanstraße 44 (Städtebaulicher Denkmalschutz, 2018 – 2020)*
- *Sanierung und Neugestaltung Freifläche Kita Urbanstraße 62*

Die drei wesentlichen inhaltlichen Schwerpunkte im Rahmen der Gebietsentwicklung waren die Förderung einer intergenerativen Nachbarschaftsarbeit mit der Entwicklung eines langfristig verankerten Nachbarschaftstreffpunktes. Die Verbesserung der Angebots- und Infrastruktur für Kinder und Jugendliche stand ebenfalls im Mittelpunkt der Förderung wie auch die Stärkung der Bildungssituation durch Netzwerke, Kooperationen, ehrenamtliches Engagement und Projektmittel.



Wir brauchen Lernräume!

Ein zentraler Ort in den Anfängen des Quartiersmanagements war die Urbanstraße 43/44, das fünfstöckige Gebäude des Jugendamtes. Dort entwickelten sich von Beginn an Räume für Ideen, Projekte, Vernetzung und Zukunftspläne. Eine Jugendeinrichtung und „Betreutes Wohnen“ waren schon in dem sanierungsbedürftigen Objekt verortet.

Im Juni 2005 zog das Quartiersmanagement in die dritte Etage. 188 Quadratmeter füllten sich mit Aktivitäten: Eine Geschichts- und Medienwerkstatt für Bewohner*innen wurde durch das Nachbarschaftshaus Urbanstraße e. V. (NHU) aufgebaut. Das Quartiersmanagement lud Beteiligungsgremien, Netzwerke, Steuerungsrunden und Initiativen zu sich ein. Kleine Lernwerkstätten wurden erprobt und dort war auch die Geburtsstunde der elhana-Lernpat*innen durch Vera Klauer. Das QM-Team gab die ersten Ausgaben des Kiezjournals GraefeSüd heraus. Das Netzwerk der Aktiven wuchs und Vereine wollten sich mit ihrer Arbeit in der Werner-Düttmann-Siedlung verankern. So platzte die dritte Etage nach zwei Jahren aus allen Nähten.

Im September 2007 gab das Jugendamt die vierte und fünfte Etage an das NHU für Projektarbeit frei. Weitere Lernräume konnten entwickelt werden. Lebensnah e. V. bot Alphabetisierungs- und Deutschkurse an. Von den Bedürfnissen der Teilnehmer*innen ausgehend, wurden Maßnahmen und Projekte für Frauen zu Gesundheit und Ernährung umgesetzt.

Das Team der KinderKüche e. V. eröffnete eine „Esswerkstatt aller Generationen und Kulturen“. Es organisierte eine Küche und lud nicht nur Erwachsene an den Herd, sondern begeisterte auch Kinder und Jugendliche fürs Kochen. Es entstand ein Mittagstisch für alle Aktiven im Fördergebiet.

In der vierten Etage bauten Frauen eine Nähstube auf. Der Wunsch, sich vom JobCenter unabhängig zu machen, führte 2009 zur Gründung der Graefewirtschaft e. V. Ein unabhängiges soziales Unternehmen sollte aufgebaut werden. Tatkräftige Frauen setzten ihre Visionen um. Unterstützt wurden sie mit dem Know-how von Technologie-Netzwerk Berlin e. V. und auch vom Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg.

2008 zog Lisa Schwab mit ihrem umweltpädagogischen Projekt in die fünfte Etage ein und entwickelte unter dem Dach des NHU die interkulturelle NaturWerkstadt. Sie pflanzte und pflegte nicht nur bunte Gemüse- und Kräutergärten an unterschiedlichen Orten, sondern siedelte auch Bienenstöcke auf dem Dach des Gebäudes an. Der mit den Kindern hergestellte





Graefe-Süd-Honig fand schnell Absatz im Kiez. Auch die elhana-Lernpat*innen zogen in die fünfte Etage ein und es gab noch Platz für eine Migrant*innenberatung unter dem Dach des NHU, die Menschen in ihrem Anliegen nach dauerhaftem Aufenthalt unterstützte.

2010 begann die seit vier Jahren engagierte Dr. Inge Bartke-Anders freitags Kinder und Eltern zum Stickclub einzuladen. Die Arabische Eltern-Union fand in der zweiten Etage über fünf Jahre lang ein Zuhause und bot eine Vätergruppe an.

Das Team des Quartiersmanagements war Anlaufstelle für alle Akteur*innen, vernetzte, koordinierte, unterstützte und beteiligte sich tatkräftig an gemeinsamen Herzensprojekten.

Über viele Jahre war eine geballte Aufbruch-Stimmung, die viel Potenzial entfaltete. Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten vernetzten und engagierten sich, um in der Werner-Düttmann-Siedlung mit den Anwohner*innen Lernräume zu gestalten, die aus den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Menschen heraus entwickelt wurden. Die Fördermittel aus dem Programm Soziale Stadt waren Impulsgeber, weitere Fördertöpfe wurden erschlossen und Mittel des JobCenters für Beschäftigungsmaßnahmen eingebunden.

Das Gebäude hatte schließlich seine langfristige Bestimmung durch die Sanierung im Rahmen des „Fördergebietes Urbanstraße“ erhalten. Durch den Umbau (2018 – 2020) konnte die Jugendfreizeiteinrichtung erweitert werden. Die ehemaligen Etagen stehen nach der Sanierung für Betreutes Wohnen zur Verfügung. Somit wird das Haus der ursprünglichen Nutzung zugeführt und bleibt den Jugendlichen als moderne Freizeiteinrichtung erhalten.





Akteur*innen, die diese Zeit durch ihr Engagement maßgeblich mitgetragen haben und die im historischen Gedächtnis hier verankert werden sollen, sind:
Songül Dogan, Mirjam Wagner, Nele Westerholt, Vera Klauer, Felix Bektas, Jamila Alsadi, Sevgi Bayram, Fatma Kozak, Maria Mendoza-Krug, Vasuky Selvaratnam, Petra Reys, Annette Jankowski, Rainer Mehltreter, Christina Pruß, Ingeborg Behn, Nawal Muheisen, Anne Lorenz, Heike Birkhölzer, Elisabeth Schwab, Jacob Langford, Inge Bartke-Anders, Anne Lorenz, Dani Mansoor, Karin Büchsenschuss, Bürgermeister Franz Schulz, Frau Hähnel, Renate und Christoph Gemkow.

Vom Beratungszentrum zum Ankerpunkt

Eine leerstehende Gaststätte am Werner-Düttmann-Platz war das Objekt der Begierde unter den Mieter*innen. Die Umfrage im Jahr 2005 in der Nachbarschaft ergab eine große Bandbreite an Meinungen, wie diese Begegnungsräume genutzt werden könnten. Zwischen einer Moschee für Frauen und einer Eisdiele für Kinder war die verbindende Idee: ein Nachbarschaftstreff für alle.

Nach dem Umbau (WUM-WEST-Fördermittel) wurden die Räume im April 2006 eröffnet. Auf der Suche nach einem Träger, der den Ort federführend belebte, trafen wir auf Holger Förster und seinen Verband für Interkulturelle Arbeit e.V. (VIA). Seine Lotsen-Idee, zweisprachige Menschen im Rahmen der Arbeitsförderung einzustellen, ihre Gebiets-,





Behörden- und Beratungskompetenzen zu schulen und sie im Nachbarschaftstreffpunkt anzusiedeln, schien uns perfekt für das Fördergebiet. Die Idee hatte gleich mehrere Synergie-Effekte: Zweisprachigkeit als Potenzial für Nachbarschaftsarbeit, Arbeitsplätze für Anwohner*innen, Vermittlung zwischen Menschen und Institutionen. Potentiale und Defizite im Fördergebiet konnten durch das Lots*innenprojekt aufgefangen werden.

Das QM förderte 2006 ein Pilotprojekt, durch das zehn Anwohner*innen aus der Nachbarschaft zu Kiezdolmetscher*innen fortgebildet wurden. Den Teilnehmenden wurden Grundlagenkenntnisse über das Sozial-, Bildungs- und Gesundheitssystem sowie Wirtschaft und Gesellschaft vermittelt. Die Interessierten konnten, sofern sie die Bedingungen des JobCenters

erfüllten, ab 2007 als Kiezlots*innen im Nachbarschaftstreff arbeiten. Als Lots*innen unterstützten sie Familien in ihrem Behördenalltag, bauten Treffpunkte für Anwohner*innen auf und wirkten als Brücke zwischen Eltern und Schule. In den folgenden acht Jahren wurden durch verschiedene Maßnahmen und Förderungen des JobCenters über 30 Menschen in Lots*innenprojekten im Nachbarschaftstreff beschäftigt. Die Koordination der Lots*innen finanzierte das Quartiersmanagement – und sie wurde zur Nachbarschaftsbeauftragten gekürt.

Lots*innenprojekte hatten jedoch auch ihre Schattenseiten: insbesondere wenn sie mit der Hoffnung verbunden wurden, eine unbefristete Stelle zu erhalten, die ihren Aufenthalt sichern konnte. Aus diesem Grund hatten die Lots*innen auch selbst oft große Probleme und nicht jede*r konnte das Potenzial fürs Gemeinwesen mitbringen.

Farag Abdel-Kawy ist indes geblieben. Der arabischsprachige Bewohner und Mitarbeiter, der seine Nachbar*innen seit nunmehr zehn Jahren berät, möchten wir als beliebtesten Mann der Werner-Düttmann-Siedlung bezeichnen. Mit der Ko-Finanzierung seiner Stelle durch die Eigentümer*innengemeinschaft der KURAs konnte ihm ein unbefristeter Arbeitsvertrag ermöglicht werden.

↗ *rechts oben: 2006 Die erste Fortbildung zum Kiez-Dolmetschen in der Nachbarschaft*
→ *Mitte: 2012 Die zweite Generation der Lotsen*
↘ *unten: 2009 Der Verband für sozialkulturelle Arbeit startet das erste Lotsenprojekt im Nachbarschaftstreff.*





Im Rahmen des Verstetigungsprozesses des Quartiersmanagements wurden 2015 die Weichen für eine nachhaltige Nachbarschaftsarbeit gestellt: Eine Leitung wurde eingestellt; Emine Yilmaz übernahm das Ruder. Der Kindertreff am „Werner“ wurde der Nachbarschaftsarbeit zugesprochen und zur Dütti-Werkstatt umbenannt.

Die Eigentümer*innengemeinschaft sicherte die Räume langfristig mietfrei zu und beteiligte sich finanziell an der Personalstelle. 2017 übernahm sie als Bauherr den zweiten Umbau des Nachbarschaftstreffs, der durch den Baufonds des Programms Soziale Stadt finanziert wurde.

Der Bezirk übernahm die Hauptverantwortung, den Nachbarschaftstreffpunkt langfristig zu finanzieren. Somit ist der Ankerpunkt „Dütti-Treff & Dütti-Werkstatt“ für Anwohner*innen aus dem Wohngebiet gesichert. Inhalte und Federführung

sind unter dem Dach von VIA e.V. angesiedelt. Der Treffpunkt wurde durch zahlreiche sozial-kulturelle Projekte im Rahmen des Quartiersmanagements belebt. Ein Netzwerk von Trägern und ehrenamtliche Unterstützer*innen gestaltet den Begegnungsort durch Aktionen, Veranstaltungen und Projekte.

Kooperationspartner*innen sind: Verband für Interkulturelle Arbeit e.V.; vabene Hausverwaltung GmbH; Stadtteilmütter der Diakonie e.V.; Kannste Auch! e.V., KIgA e.V., NHU und viele andere.

Engagierte Personen, die mit ins Langzeitgedächtnis gehören, sind: *Elvira Surrmann, Anneliese Lorenz, Lahcen Assad, Remziye Uykun, Emine Yilmaz, Bernhard Wagner, Melike Türkmen, Mariam Mahmoud, Jörg Schindler und zahlreiche weitere.*



mitbestimmen – mitgestalten

Bewohner*innenbeteiligung fand im Rahmen des Quartiersmanagements in erster Linie im Quartiersrat und in der Aktionsfondsjury statt. In diesen Gremien wurde über Fördergelder und „wer setzt was um?“ entschieden sowie bei der sogenannten Gebietsentwicklung mitdiskutiert. Die Aktionsfondsjury verabschiedete in all den Jahren 187 Anträge über Aktionen im Fördergebiet. Der Quartiersrat entschied über etwas weniger Projekte, jedoch über wesentlich mehr Geld.

Die erste Quartiersratssitzung mit 19 Bewohnervertreter*innen fand am 22. Juni 2006 statt. Zuvor gab es eine Übergangsphase von der WUM-Runde (Wohnumfeldverbesserung) zum gewählten Quartiersrat.

Insgesamt führte das QM sechs Wahlen im Fördergebiet durch, um Bewohnervertreter*innen für die Gremien zu gewinnen. Diese Vorhaben machten in der Düttmann-Siedlung besonders viel Spaß. Die ersten Wahlen wurden noch mit mobilen Urnen im Wohnumfeld durchgeführt. Kinder holten ihre Nachbar*innen heran, damit sie ihre Väter und Mütter auf dem Wahlzettel ankreuzten. Viele Erwachsene wählten das erste Mal in Deutschland. Später waren die Wahlveranstaltungen direkt im Nachbarschaftstreff und lösten jedes Mal eine wahre Party aus. Jedoch wurde auch viel für die Siedlung gearbeitet: In vierzehn Jahren Quartiersmanagement traf sich der Quartiersrat



126 Mal in immer konstruktiven Runden. Das kann wohl nicht jedes QM von seinem Quartiersrat behaupten! In der ersten Phase gab es noch Übersetzungshilfen, Vorbereitungsrunden für diejenigen, denen die deutsche Sprache nicht in die Wiege gelegt worden war. Auch Kinderbetreuung wurde organisiert, um Beteiligung für alle zu ermöglichen. Jedoch stellte sich mit der Zeit heraus, dass die Sitzungen nur für diejenigen attraktiv waren, die sich in Gesprächsrunden auf Deutsch wohlfühlten und auch Protokolle lesen konnten.

Viele, die der deutschen Sprache nicht wirklich mächtig waren, entschieden sich, in der Aktionsfondsjury aktiv zu sein. Diese war nicht so wort- und tagesordnungsgewaltig. Da gab es mehr Flexibilität. Über den Tisch hinweg konnte in Deutsch,

Türkisch und Arabisch gesprochen werden. Übersetzt wurde spontan. Da war die Bewohner*innenschaft unter sich, ohne die Vertreter*innen von Vereinen und Institutionen, die am Quartiersrat beteiligt waren. Die Quartiersmanagerinnen Songül Dogan und später Pinar Boga schafften es meistens mit kurzfristigen Erinnerungsanrufen und später per WhatsApp, die Jury abstimmungsberechtigt werden zu lassen; denn war die Teilnahme zu gering, konnten die meist tollen Ideen der Antragsteller*innen nicht verabschiedet werden.

Bewohner*innenbeteiligung fand jedoch auch in der Nachbarschaftsarbeit statt. Neben zahlreichen Aktionen mit Nachbar*innen und für ein lebenswertes Wohnumfeld wurde der



Aktionsfonds sehr oft zum Feiern genutzt. Mindestens fünfzig Feste waren es in den 14 Jahren, die auf die Beine gestellt wurden. Die meisten fanden auf dem Werner-Düttmann-Platz statt, zwei Graefe-Süd-Feste jedoch auch mit Unterstützung des Nachbarschaftshauses auf dem Zickenplatz und der Graefestraße.

Im Verstetigungsprozess kam die Frage auf, wie es ohne Quartiersmanagement mit den Gremien weitergeht. Einen Verein wollte niemand mehr gründen. Zwei Versuche waren gescheitert. Ein lockerer Nachbarschafts-Stammtisch, einmal im Monat und wie immer donnerstags, war die Lösung. Gemeinsam mit dem Quartiersmanagement wurde die KiezAktivKasse wieder mobilisiert, sodass auch nach dem QM noch Gelder für Kiez-Aktionen zur Verfügung stehen. Und damit ist der gesamte Graefekiez gemeint. Denn die Fördergrenzen lösen sich mit dem Gehen des Quartiersmanagements auch auf. Jedoch nisten sich Grenzen auch in Köpfen und Herzen ein. Um diese zu öffnen, braucht es mehr als eine KiezAktivKasse. Sie soll jedoch unterstützend sein.

Danken möchten wir allen Bewohner*innen, die sich im Quartiersrat engagiert haben, u. a.: *Dani Mansoor, Naif Hajaj, Nurgün Kaya-Dogan, Nülifer Sen, Abir Ahmed, Kiefah Muhaisen, Maysoun Berkdar, Sara Khatar, Sevda Han, Sevgi Bayram, Jamila Alsadic, Mohammet Talib Dawood, Keti Elezi-Qafmolla, Ebrahim Haddad, Seher Bayram, Melike Türkmen, Nurgül Bilkay, Nuran Alkis, Farag Abdel-Kawy, Petra Reys, Lena Kreck, Anne Rößler,*

Fatima Hrouza, Mariam Mahmoud, Junis Nassar, Elvira Surrmann, Christopher Gohl, Brigitte Schnock, Rainer Grams, Oliver Heimes, Cuni Ploner, Fazila Lokovac-Costima, Henrik Lafrenz, Alexander Lehmann, Anneliese Lorenz, Brigitte Kolbe, Anastasia Molchanova, Anja Meyer, Christiane Graf, Renni Tegeler, Leyla Yilmaz, Florian Schaller, Pablo Linares, Jörg Schindler, Johannes Mikeska, Pa Modouh-Jah, Valentina Sajin, Hassan Chahrour, Beyhan Aktan, Thomas Lohmeier, Mehtap Karatekin, Merve Kurt, Inga Selck und Mekan Günel.

Und auch danke an alle Bewohner*innen, die sich in der Aktionsfondsjury beteiligten, u.a.: *Osman Bayer, Laila Maatouk, Maria Stenico, Samir Elsoutari, Barbara Yerlikaya, Naif Hajaj, Thomas Lohmeyer, Torsten Harter, Didem Kazak, Dani Mansoor, Nesrie El Hammoud, Fatma Kara, Ali Kara, Elzbieta Spychala, Hori Yassinat, Nawal Muhaisen, Fawziehe Matarbeh, Afaf El-Manassri, Hüseyin Erim, Sultan Balkan, Mara Stenico, Hidir Akman, Nawal Muhaisen, Serpil Özbey, Hidir Akman, Cuni Ploner, Rita Akyaz, Nigar Uzgeldi, Laila Maatouk, Nesrie El Hammoud, Mehtap Karatekin, Jörg Schindler, Sirin Günel, Anneliese Lorenz, Zeynep Sahin, Slavojka Sajin, Melike Türkmen, Cayan Teke, Peter Nattrass und Celina Aurora Molina Garcia.*

↗ *rechts oben: 2006 Die erste Mutter-Kind-Gruppe on Tour*
→ *Mitte: 2016 Aktionstag gegen Rassismus „5 vor 12“*
↘ *unten: Bewohner*innenforum 2014*


GRAEFE GEGEN



Was macht eine soziale Stadt aus?

Ein kinderfreundliches Klima!

Der sinnvolle Einsatz von Fördermitteln wurde in 15 Jahren Quartiersmanagement bei Projekten für Kinder inhaltlich nie infrage gestellt. Aus der Trägerrunde Düttmann-Siedlung heraus entstand somit 2006 eine KinderJugendKulturAG und veranstaltete in Kooperationsverbünden zahlreiche Projekte und Aktionen für den Nachwuchs.

Der ehemalige Mieter*innentreff am Werner-Düttmann-Platz wurde nach dem Umbau der Gaststätte von Kindern regelrecht erobert. Die Räume platzten von Beginn an aus allen Nähten. „Obwohl 2006 viele Angebote und Projekte für Kinder stattfanden, wirkte es für viele immer noch als zu wenig. Bei jeder Veranstaltung am Nachmittag kommen die Kinder in Scharen. Ob es das Bewohner*innencafé ist, die Hausaufgabenhilfe im Mieter*innentreff, die mit einem Toberaum ergänzt worden ist, Veranstaltungen der KIKÜ rund ums Kochen – die Kinder sind immer dabei und wenn sie nicht beschäftigt werden, artet es schnell in unsachgemäßes Behandeln von Spielmaterial, Möbeln und anderem mehr aus.

Ist es bei den Erwachsenen eine mühevolle Arbeit, sie für Kurse zu gewinnen, ist es bei den Kindern umgekehrt: Sie wollen beschäftigt werden, Zuneigung und Aufmerksamkeit

bekommen“, heißt es in der Fortschreibung 2007 des Integrierten Handlungs- und Entwicklungskonzeptes.

Im März 2007 wurden die Räume offiziell zum „Kindertreff“ ernannt. Im November 2007 sind sie dann leider abgebrannt. Der Schock wurde überwunden, die Räume neu hergerichtet. Neben den vielen ehrenamtlich engagierten Menschen möchten wir hier die jahrelang unermüdliche Arbeit von Fatma Celik und Adeviye Özdur hervorheben.

Nach vielfältiger Projektarbeit mit Kindern war 2010 der erste Erfolg in Bezug auf den Aufbau von nachhaltigen Strukturen zu verzeichnen: Das Jugendamt entschied, das bezirkseigene Gelände Hasenheide 44 (als Hasenbau bekannt) wieder zu einer regelfinanzierten Kinderfreizeiteinrichtung zu reaktivieren. Im Rahmen einer Ideenwerkstatt mit der Trägerrunde Düttmann-Siedlung und der Lemgo-Grundschule wurden Zielgruppe, Handlungsansätze und Perspektiven diskutiert. Das Angebot sollte Kinder im Alter von acht bis 13 Jahren erreichen. Umbau und Sanierung des Geländes und die Einrichtung des Gebäudes wurden aus dem Programm „Soziale Stadt“ finanziert. An diesem Erfolg waren viele Menschen beteiligt. Der Quartiersrat plädierte für einen Kindertreff bei der Jugendstadträtin, Eltern und Kinder trugen das Anliegen zum Kreuzberger Bürgerhaushalt und die Trägerrunde brachte sich fachlich mit ein.

… das bezirkseigene Gelände Hasenheide 44, als Hasenbau bekannt …



Für die jüngeren Geschwisterkinder blieb weiterhin der Kindertreff am Werner-Düttmann-Platz bestehen, finanziert aus Projektmitteln der Sozialen Stadt. Catharina Schmeer und ihr Team setzten viele kreative Ansätze mit den Fünf- bis Siebenjährigen um. Eine langfristige Finanzierung für diese Zielgruppe konnte jedoch nicht erreicht werden. Die Räume wurden schließlich der Nachbarschaftsarbeit zugesprochen und zur Dütti-Werkstatt umfunktioniert. Nur das Team der KinderKüche ist geblieben. Ehrenamtlich kommen sie jeden Donnerstag und bieten Kochen für Kids und Eltern an.

2014 wurde der Kitagarten der Kita Hasenheide mit Mitteln des Baufonds aufgewertet. Das Jugendamt fördert dort ein Familiencafé.

Ein dickes Dankeschön geht an all die vielen engagierten Kolleg*innen, die die Arbeit mit Kindern am Werner-Düttmann-Platz so kreativ und mit viel Engagement umgesetzt haben.

Ein Dankeschön an u. a.: *Fatma Celik, Adeviye Özdur, Kim Archipova, Renard Brunken, Corinna Göttlicher, Christoph Walgenbach, Karina Büchsenschuss, Vera Klauer, Laila Khalaf, Samira Iraki, Katharina Schmeer, Astrid Schieloh, Petra Bentz, Brigitte Schnock, Rainer Mehltreter, Petra Reys, Catharina Schmeer, Fernando Nino Sanchez und Ullrich Wagner.*

Ein Dankeschön an u. a. *den Musiker Alfred Mehnert und sein Populare-Team, die Kinder immer wieder mit starken Auftritten auf die Bühne brachten. Großartig war auch die Bereitschaft des Regisseurs Agosto Imondi, der sich bei einem Kinobesuch der Dütti-Kinder im Moviemento zu seinem Film „Neukölln Unlimited“ (2010) bereit erklärte, ihnen zu zeigen, wie sie über sich einen Film drehen können. Das Ergebnis war: „Layla und ihr Leben“.*

Bildung – eine Aufgabe für die Soziale Stadt?

Die Bildungsinitiative Lemgo-Grundschule oder:
„Um ein Kind zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf“
(afrikanisches Sprichwort / Swahili)

Ein Anruf des Quartiersmanagements bei der damaligen Stadträtin Monika Herrmann brachte die Sache schließlich ins Rollen. Das Quartiersmanagement verabredete ein Erstgespräch mit der Schulleitung der Lemgo-Grundschule (Friedrich Wachholz), denn eine wichtige Aufgabe stand an: Die strukturelle Vernetzung der Schule mit Akteur*innen und Initiativen aus der Düttmann-Siedlung. Im Quartiersrat war die Schule durch eine Lehrerin vertreten, jedoch hatte das Quartiersmanagement mehr Potenzial zu bieten. In der Gebietskonferenz im Mai 2008 wurde schließlich beschlossen, die Bildungsinitiative Lemgo-Grundschule aufzubauen. Die vom QM koordinierte Auftaktveranstaltung im September 2008 mobilisierte inner- und außerschulische Kräfte und war der Beginn der Bildungsinitiative Lemgo-Grundschule.

Drei Jahre in Folge moderierte das Quartiersmanagement die monatlichen Sitzungen in der Schule und lud Bildungsakteur*innen aus dem Kiez und Fachämter in die Runden mit ein. Die Schulleiterin in spe, Christina Albert, nahm regelmäßig

teil. Eine Beteiligung der Lehrer*innen am Gremium war jedoch nicht möglich. Mit 21,3 Prozent Vertretungsstunden stand die Lemgo-Grundschule damals an der Spitze im Vergleich mit anderen Kreuzberger Grundschulen. Aus den monatlichen Treffen heraus entstanden Kooperationen und Aktionen mit Eltern aus der Düttmann-Siedlung und dem Kiez. Das QM koordinierte Aktionen zu Elternabenden, zur Einschulung und nahm an Schulprojektwochen teil. Mit der Unterstützung der Kiezlots*innen wurde ein Elterncafé eröffnet und die elhana-Lernpat*innen konnten sich mit Lehrer*innen verzahnen. Eine Ausstellung der elhanas im Nachbarschaftshaus (Dezember 2012) mit dem Titel „Die Zukunft bin ich“ brachte Schüler*innen aus der Werner-Düttmann-Siedlung in den Fokus des Kiezes. Ein kreativer Akteur war auch KoduKu e. V. Der Verein brachte mit dem Projekt „Kunst macht Schule“ (Projektfonds) neue Impulse in den Schulbetrieb.





Ein Wendepunkt war 2011: Die Bildungsinitiative Lemgo-Grundschule wurde zu einem Bildungsnetzwerk Graefekiez ausgebaut. (http://bildungsnetzwerk-graefekiez.de). Die externe Prozessmoderation wurde über das Programm „Aktionsraum Plus“ finanziert. Das QM übernahm noch die Federführung für eine weitere Auftaktveranstaltung im NHU und fungierte dann als Teilnehmende.

Der Rückblick zeigt, dass das Bildungsnetzwerk Lemgo-Grundschule eine Öffnung der Schule in den Kiez motiviert und beschleunigt hat. Kooperationen mit formalen und informellen Bildungspartner*innen im Übergang Kita–Grundschule wurden forciert und finanziert. Vielleicht wurde auch auf der zwischenmenschlichen Ebene von den Beteiligten das eine oder andere Vorurteil gegenüber arabischsprachigen Eltern reflektiert.

Unser Fazit über Handlungsspielräume zur Bildungssituation durch das Quartiersmanagement: Bildung ist keine Aufgabe der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. Dieses Thema ist zwar an der Basis mit viel Engagement von Menschen und Trägern bewegt und vom Jugendamt aufgegriffen und unterstützt worden. Die entscheidenden Bildungsbehörden, die Veränderungen an überlasteten Schulen bewirken können, waren an der Basis jedoch nicht dabei. Wir glauben, sie hätten auch etwas lernen können.

Jetzt wird die Lemgo-Grundschule zur Europa-Schule mit einem Spanischzweig versehen.

Unser Anliegen, dass wir mit vielen arabisch-sprachigen Eltern teilen, Arabisch als zweite Fremdsprache in der Schule anzubieten, hat damals kein Gehör gefunden.

Danke an alle, die Bildungsthemen im Kiez mit dem QM bewegt haben, u. a.:
Christina Albert, Herr Weinandt, Frau Frauenstein, Vera Klauer, Christoph Walgenbach, Talin Bahcivanoglu, Uta Staroste, Dani Mansoor, Kim Archipov, Romanus Flock, Anita Brümmer, Benia Himmel, Bahar Sanli, Matthias Winter, Farag Abdel Kawy, Fadia Chahrour, Isa Trippner, Susanne Sekula, Cornelius Sutter und viele mehr!

Wie alles begann

Gespräch mit Markus Runge, Geschäftsführer des Nachbarschaftshauses Urbanstraße e. V. (NHU): Er kennt die Werner-Düttmann-Siedlung seit 1998 und hat sich kontinuierlich für Verbesserungen eingesetzt.



Mitte der 1990er-Jahre beklagten Bewohner*innen die desaströsen Zustände im Neubaugebiet des südlichen Graefekiezes. Der damalige Bezirksbürgermeister Peter Strieder lud 1994 zu einem Gespräch mit Bürger*innen ins NHU ein. Daraus entwickelte sich eine Bewohner*inneninitiative – die Geburtsstunde der Gemeinwesenarbeit des NHU in der Siedlung, die durch erfolgreiche Netzwerkarbeit letztendlich wesentlich dazu beitrug, dass das Gebiet ein Quartiersmanagement erhielt.

Der Brief, der den Kreuzberger Bürgermeister Anfang 1994 erreichte, enthielt eine lange Liste von Missständen. Die Bewohner*innen des sogenannten statistischen Blocks 202 (heute Werner-Düttmann-Siedlung) beklagten Spannungen zwischen Mieter*innen, katastrophale Müllberge, verkotete Spielflächen, verwahrloste Grünflächen, verschmierte



↑ *Eröffnung des Nachbarschaftstreffs am Werner-Düttmann-Platz 2006*

Fassaden und ein mangelndes Miteinander. „Das alles war der damaligen Hausverwaltung komplett egal“, erinnert sich Markus Runge, Leiter des NHU. Deswegen wandten sich die Bewohner*innen an die Behörden; sie nannten sich „Mieter-Interessen Gemeinschaft“, kurz MIG.

In den MIG-Rundbriefen jener Zeit liest man von Schimmel in Wohnungen, Einsätzen von Feuerwehr und Polizei, die an den Einfahrtsschranken lange warten mussten, bis Mieter*innen ihnen öffneten – und von Parkplätzen, die nach Gutdünken vergeben wurden. Beim ersten Bürgermeister-Treffen kam neben 120 Bewohner*innen auch der damalige Geschäftsführer des Nachbarschaftshauses, Wolfgang Hahn. Der schlug den Mieter*innen vor: Wenn sie sich für ihre Nachbarschaft einsetzten, würde das NHU dieses Engagement unterstützen. Es sollten noch viele Treffen folgen.

Urbanstraße
Graefe MIG
MieterInteressenGemeinschaft

Mieter Info NR 2

Wer oder was ist die MIG??

Die MieterInteressenGemeinschaft gibt es seit Ende 1993

Die MieterInteressenGemeinschaft (MIG) ist eine Gruppe engagierter Mieter, die sich in der Folge zweier Bürgermeistergespräche zu Problemen in der Wohnanlage um den Werner-Düttmann-Platz gegründet hat.

Seit dieser Zeit treffen wir uns regelmäßig, um nach Lösungen für anstehende Probleme zu suchen (z.B. Müll in der Wohnanlage, Fassaden- und Treppenhausschäden, Schimmel in der Wohnung, Konflikte mit der Hausverwaltung, Spielplatz-Situation etc.).

Wir wollen erreichen, daß sich alle Mieter hier wieder wohl fühlen. Deshalb überlegen wir auch, wie unsere Wohnanlage schöner gestaltet werden kann.

Dazu sind uns Ihre Ideen und Ihre Mithilfe sehr willkommen. Wir laden Sie herzlich zu unserem nächsten Treffen am

Donnerstag, den 01. Juni 1995 um 19.00 Uhr in das Nachbarschaftsheim Urbanstraße, Urbanstraße 21, ein.

Es wird um Veränderungen am Düttmannplatz, den Austausch des Spielplatzsandes, um die Vorgärten und um weitere Fragen der Mieter gehen.

Mieter sprachen mit Hausverwaltung Gerlach

Am 9. März waren auf Einladung der MIG Herr Freitag, Frau Gohm und Herr Wila von der Hausverwaltung in der Kita Hasenheide anwesend, um sich den Fragen und Forderungen der Mieter zu stellen.

Thema Schrankenschlüssel: Zur Sicherstellung der freien Zufahrt für die Rettungsfahrzeuge hat die Feuerwehr drei Schrankenschlüssel von der Hausverwaltung ausgehändigt bekommen. Es bleibt die Frage offen, wie andere Rettungsfahrzeuge, z.B. der Notarztwagen, in die Anlage kommen. Die Feuerwehr hatte am 17.4.95 wieder Schwierigkeiten, in die Anlage zu gelangen. Allerdings diesmal, weil die Feuerwehrzufahrt von parkenden Autos verstellt war.

Die Fa. Özka hat drei Schrankenschlüssel bekommen, die von den Mietern gegen Hinterlegung des Personalausweises ausgeliehen werden können.

Alle behinderten Mieter können gegen Quittung einen Schrankenschlüssel bekommen! Eine Expertin vom Mieterverein wies darauf hin, daß behinderten Mietern so viele Schlüssel ausgehändigt werden müssen, wie diese benötigen, wenn sie regelmäßig von verschiedenen Personen abgeholt werden. (Das ist inzwischen erfolgt.)

Thema Vergabe der Parkplätze: Die Verteilung der Parkplätze wurde für jeden der sechs Wohnbereiche getrennt vorgenommen. Behindertenparkplätze wurden zuerst den Mieter/innen angeboten, die in den behindertengerechten Wohnungen leben. Die Hausverwaltung bleibt dabei, daß sie an keine Mieter einen Parkplatz vergeben, die Mietschulden aufweisen. Mieter/innen, die im Rechtsstreit mit der Hausverwaltung wegen Mietschul-den oder ähnlichem liegen, bekommen ausdrücklich keinen Parkplatz.

Thema Spielplätze: Der Sand wurde zum letzten Mal 1992 ausgewechselt. Eine Erneuerung ist dringend notwendig. Ein Problem ist, daß der Sand nicht bis zum Sandkasten gefahren werden kann, sondern mit Schubkarren bewegt werden muß. Der Austausch des Sandes ist kostenaufwendig und wird auf die Betriebskosten der einzelnen Haushalte umgelegt. Die Hausverwaltung will billige Firmen finden. Sie machte auch den Vorschlag, durch einen Mietereinsatz die Kosten für den Sandaustausch zu begrenzen. In diesem Falle würde die Hausverwaltung das Material (Schubkarren,etc.) zur Verfügung stellen.

Thema Sperrmüll: Die Sammlung von Sperrmüll in den Kellerräumen, wie es in einigen Häusern praktiziert wird, ist nicht brandschutzgerecht. Die Hausverwaltung nahm den Vorschlag der MieterInteressenGemeinschaft an, in regelmäßigen Abständen nach Vorankündigung jeweils für einen Tag einen Großcontainer zur Sammlung von Sperrmüll aufzustellen.

Thema Treppenhäuser/Fassaden: Die Renovierung der Treppenhäuser soll in diesem Jahr starten, vertröstete die Hausverwaltung die Mieter. Die Fassaden werden nur "nach und nach" instandgesetzt, da zu wenig Gelder vorhanden sind.

Eigeninitiativen unterstützt die Hausverwaltung durch Bereitstellung von Material.

Thema Notrufnummer: Im Notfall (Rohrbruch etc.) können alle Mieter jede Firma aus dem Branchenbuch beauftragen, müssen aber die Rechnung auslegen, die später von der Hausverwaltung bezahlt wird. Doch wer hat schon immer eine hohe Summe Geld im Haus? Bei "selbstverursachten" Schäden zahlt die Hausverwaltung natürlich nicht.

In Zukunft will die Hausverwaltung spezielle Vertragsfirmen durch Aushänge im Hausflur bekanntmachen, die dann direkt mit der Hausverwaltung abrechnen.

Wer sich für die weiteren Ergebnisse dieses Treffens interessiert, kann am 1.Juni Auskunft erhalten.

Die erste Unterstützung kam 1996. Stefan Purwin griff als Gemeinwesenarbeiter den Mieter*innen unter die Arme. Markus Runge folgte 1998. Vor seinem Studium der sozialen Arbeit hatte er ein Freiwilliges Soziales Jahr in Paraguay verbracht und dort in einem Slum gearbeitet. Stark davon geprägt, wollte er Gemeinwesenarbeit in Berlin fortsetzen.

Eine der ersten Veränderungen: die Umwandlung der Räume der heutigen Dütti-Werkstatt, damals ein Lager für Handwerker, zu einem Raum für Bewohner*innen. Dort fanden fortan an vier Tagen in der Woche Deutschkurse mit Kinderbetreuung statt, am 5. Tag gab es einen Frauen-Treffpunkt. Es folgten Nachhilfestunden für Schüler*innen durch Ehrenamtliche. Angelika Greis übernahm im November 2002 die Gemeinwesenarbeit in der Siedlung, traf auf Dani Mansoor, der sie mit seinen vielen Sprachkenntnissen bereitwillig bei der Sozialberatung unterstützte und eine Kinderkunst-Werkstatt anbot.

„Dieser Nachbarschafts-Raum war wesentlich, davor gab es keinen Treffpunkt für Bewohner*innen“, berichtet Runge. Der heutige Nachbarschaftstreff war damals nicht mehr als eine schummrige deutsche Eckkneipe. „Die Negativ-Spirale hatte sich weitergedreht, weil weitere solvente Mieter*innen auszogen.“ Verschiedene Ämter hatten die Siedlung zwar lose im Blick, aber „von oben kam nichts“, bemerkt Runge trocken. Wirkliche Hilfe blieb lange aus.

„Dieser Nachbarschafts-Raum war wesentlich, …“

Ein zweiter wichtiger Meilenstein war die Entstehung der Trägerrunde Düttmann-Siedlung. Ihr Ziel: Ressourcen von Einrichtungen in die Siedlung tragen und gemeinsam Verbesserungen für die Menschen vor Ort bewirken. Schon 1999 forderte die Trägerrunde ein Quartiersmanagement, das entsprechende Programm „Soziale Stadt“ war gerade frisch aus Ministerien auf die Republik ausgerollt worden. Das Gebiet sei aber viel zu klein, wehrte damals die Senatsverwaltung ab. „Für das QM mussten wir wirklich kämpfen“, blickt Runge zurück. 2005 schließlich wurde das kleinste QM-Gebiet Berlins mit seinen nur knapp 3.000 Einwohner*innen Wirklichkeit.

„Für das QM mussten wir wirklich kämpfen.“



Ein Jahr vor der „Verstetigung“ des QMs zieht Runge Bilanz. „Heute ist die Siedlung wieder attraktiv zum Wohnen. Es gibt den Nachbarschaftstreff und überwiegend einen guten Austausch der Bewohner*innen untereinander.“ Dank des QMs wurden viele öffentliche Mittel sinnvoll investiert, davon ein hoher Anteil für bauliche Maßnahmen.

Trotz der Erfolgsbilanz sieht Runge das Instrument Quartiersmanagement kritisch. Denn soziale Probleme bestehen natürlich weiterhin: „Ich bedauere die Kehrseite. Die Verdrängung von armutsbetroffenen Bewohner*innen im innerstädtischen Raum ist selbst in der Düttmann-Siedlung zugange, obwohl es ein sozialer Wohnungsbau ist.“ Auch mit Quartiersmanagement gelingt es weiterhin nicht, Gentrifizierung aufzuhalten. So ein Prozess lässt sich eben nicht durch Programme wie Soziale Stadt allein aufhalten. „Da ist mehr Politik gefragt, vor allem auf anderen Ebenen. Der Stadtteil selbst ist überfordert, da ist die Landes- oder sogar die Bundesebene gefragt.“

Da ist mehr Politik gefragt, vor allem auf anderen Ebenen.

Das Nachbarschaftshaus wird sich auch nach dem Auslaufen des Quartiersmanagements weiter in der Düttmann-Siedlung einmischen und Menschen und Akteur*innen dort unterstützen.

Die kommenden Jahre werden zeigen, welche Entwicklungen aus den Netzwerken heraus möglich sind, die über die Jahre entstanden sind.

Die Trägerrunde Düttmann-Siedlung

Die Ursprünge

Das Netzwerk für die Werner-Düttmann-Siedlung – bestehend aus Vereinen und bezirklichen Fachämtern – gründete sich 1998 als Kiezrunde, um die damals sehr angespannte soziale Situation im Neubaugebiet der 1980er-Jahre zu verbessern. Augenscheinlich beklagt wurde Vandalismus durch Jugendliche, Vermüllung des Wohnumfeldes, Lärmbelästigung, Verwahrlosung von Kindern: sprich Auswirkungen von Armut sowie sozialer und politischer Ausgrenzung.

Vom Block 202

War der statistische Block 202 – das Wohngebiet hatte noch keinen Namen – nach dem Bauende als Wohnort für die weiße deutsche Mittelschicht attraktiv, änderte sich dies innerhalb von 15 bis 20 Jahren. Sie wanderte ab. Währenddessen kamen geflüchtete Familien aus dem Kriegsgebiet Libanon, verfolgte Kurden, später Menschen aus dem Krieg in Jugoslawien her. Sie fanden einen Ort zum Wohnen, jedoch keine Zuversicht zum Bleiben. Auch Zuwander*innen aus der Türkei mit einem Gastarbeiter*innen-Status konnten mit ihrem Wohnberechtigungsschein in die Siedlung ziehen, da sie als „Sozialer Wohnungsbau“ staatlich gefördert wurde.

Ein Einblick in das Wohngebiet 2002: Von 580 Haushalten erhielten 331 Sozialhilfe. Laut der damaligen Hausverwaltung Reika gab es in diesem Jahr 75 fristlose Kündigungen, meistens aufgrund von Mietschulden. Ein Sicherheitsdienst wurde beauftragt. Die Eigentümer*innen (Fondsinhaber*innen) des Neubaukomplexes kamen aus Süddeutschland und nutzten die Investition in die Wohnkomplexe, um ihr Kapital gewinnbringend anzulegen.

Die Federführung für den Aufbau und die Moderation des Netzwerkes übernahm das Nachbarschaftshaus Urbanstraße e. V. durch seinen 1996 gegründeten Arbeitsbereich GEKKO-Gemeinwesenarbeit. Als die Kiezrunde entstand, war es ein erster Schwerpunkt, der prekären Situation von Kindern und Jugendlichen im Wohngebiet entgegenzuwirken. Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit, KiTas, die Melanchthongemeinde und Fachämter des Bezirksamtes (Jugendamt: Regionaler Sozialer Dienst; Jugendförderung/ KinderJugendGesundheitsdienst) beteiligten sich am Netzwerk. Schnell wurde deutlich, wie wichtig es war, Eltern mit bedarfsgerechten Angeboten zu erreichen. Weitere Träger kamen hinzu, die sich auf mehrsprachige Beratungs- und Elternarbeit spezialisierten.

Vielfältige Bildungschancen zu eröffnen, stellte sich als weitere wichtige Aufgabe heraus. Eine Anwohner*inneninitiative von Mittelschichtseltern des Graefekiezes machte 2003 auf die Bildungssituation in der Lemgo-Grundschule aufmerksam. Dies führte letztendlich auch zur Mitarbeit der dort neu installierten

Schulstation an der Kiezrunde, als Brücke zwischen Schule und Kiez.

Lobby-Arbeit

Die Dringlichkeit der Aufgabe, Politiker*innen auf die Situation im Wohngebiet aufmerksam zu machen, wuchs mit den Erkenntnissen der komplexen Problematik der sozialen und politischen Situation vieler Bewohner*innen.

Das Netzwerk richtete im November 2002 unter Federführung des NHU den ersten Runden Tisch mit Hausverwaltung, Eigentümer*innenvertretung, Investitionsbank und Bezirksamt aus. Erste konkrete Ergebnisse waren eine Wohnumfeldmaßnahme in Kooperation von Sozialamt und Hausverwaltung (Big Steps Servicestation / Jugendwohnen im Kiez) sowie sozialintegrative Gruppenarbeit mit jungen Erwachsenen nach § 13.1 SGB VIII.

In der zweiten Jahreshälfte 2003 kam Bewegung in die Arbeit, denn die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung signalisierte ihre Bereitschaft, gemeinsam mit der Trägerrunde im Rahmen des Förderprogrammes WUM West Maßnahmen für das Siedlungsgebiet zu entwickeln.

Im April 2005 initiierte das NHU zusammen mit der Trägerrunde Düttmann-Siedlung den zweiten Runden Tisch mit der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. Berichtet werden konnte schon von zahlreichen Maßnahmen, die in der entstandenen WUM-Runde zwischen Vertreter*innen aus der Trägerrunde, Lemgo-Grundschule und den ersten


KinderJugend
Gesundheitsdienst
JFE drehpunkt
KoduKu e.V.
Jugendamt
Kreuzberger
Initiative
gegen
Antisemitismus
KFE GraefeKids
Schulsozi


Türkischer Frauenverein
Diakonie -
Stadtteilmütter
Verband für
interkulturelle
Arbeit
KiTa
Eigenbetrieb
Nachbarschaftshaus
Urbanstraße
ialarbeit
Düttmann-
Platz
Kita

Bewohner*innenvertreter*innen verabschiedet worden waren. Am zweiten Runden Tisch wurde der Umbau des Freigeländes und des Bolzplatzes (Ecke Graefestr./Urbanstr.) durch das Förderprogramm beschlossen; denn der Bezirk beabsichtigte schon, das Gelände dem Liegenschaftsfonds zum Verkauf zu übertragen. Die Senatsverwaltung sprach sich für die Weiterentwicklung des Gebietes durch ein Quartiersmanagementverfahren aus. Die Förderung durch WUM-West konnte als Pilotprojekt verstanden werden, um damit exemplarisch fachliche und materielle Rahmenbedingungen zu entwickeln.

2004 wurde die Kiezrunde endgültig zur Trägerrunde Düttmann-Siedlung ernannt. Eine Geschäftsordnung wurde verabschiedet, um Verbindlichkeit im Netzwerk festzuschreiben.

Durch die Städtebauförderung und schließlich das im Rahmen des Programms Soziale Stadt installierte Quartiersmanagement gab es endlich weitreichende finanzielle Ressourcen, um die Arbeit in der Werner-Düttmann-Siedlung ganzheitlicher anzugehen und Bewohner*innenbeteiligung kontinuierlich aufzubauen.

Als erstes wurde ein mehrsprachiges Beratungskonzept mit Trägern aus dem Kiez erstellt. Eine KinderJugendKultur-AG wurde gegründet und Träger vernetzten sich, um mit den Fördergeldern Angebote für Kinder und Jugendliche zu organisieren. Vertreter*innen aus den Bereichen Kinder- und Jugendarbeit, Migration, Nachbarschaftsarbeit und Bildung

wurden von der Trägerrunde in den Quartiersrat entsandt – das Entscheidungsgremium im Rahmen des Förderverfahrens Soziale Stadt.

Das Quartiersmanagement übernahm als Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses des Netzwerkes Moderation und Einladung der monatlichen Sitzungen. Wir nutzten das Netzwerk, um Projekte und Initiativen einzubinden, in Austausch miteinander zu bringen, zu vernetzen und Kooperationen für das Fördergebiet zu verankern.

Das Zusammenführen unterschiedlicher Expertisen, Perspektiven und Einsichten in der professionellen Arbeit mit Zielgruppen aus dem Fördergebiet führte zu einem ganzheitlicheren Blick auf Problemstellungen. Im Netzwerk transportiert wurden immer wieder Sinn und Notwendigkeit kooperativen Handelns, indem ein tieferes Verständnis für komplexe Zusammenhänge in Problemstellungen eines Gemeinwesens erkannt wurden.

Ein Dank an all die Gründer*innen und langjährigen Netzwerkler*innen, die die Trägerrunde Düttmann-Siedlung zu einem dauerhaften kooperativen Netzwerk gestaltet haben! Dies ist nicht selbstverständlich in einer Struktur sozialer und kultureller Einrichtungen, deren Finanzierung oft prekär ist und zusätzliche Netzwerke einen Mehraufwand bedeuten. Auch ein Dankeschön an alle Vertreter*innen der Fachämter, die ihre Expertise und ihr Engagement eingebracht und zur Öffnung ihrer Institutionen beigetragen haben.

Um nur einige in Erinnerung zu rufen:

Wolfang Hahn (NHU), Gunter Hagen (JAW), Markus Runge (NHU), Stefan Purwin (NHU), Detlef Zuther (Jugendförderung), Sabine Skutta (ANE e. V.), Mechthild Becker, Simone Eschner (RSD), Emine Can (Türkischer Frauenverein), Anita Brümmer, Detlev Werner, Benia Himmel, Sabine Dietrich (Kita Hasenheide), Marina Blach (Kita Urbanstraße), Christoph Walgenbach (Schulstation Lemgo), Karina Büchsenschuß (Lebensnah e. V.), Fatma Celik, Claudia Freistühler, Cornelius Sutter (Jugendarbeit drehpunkt), Inge Dewitt (Sozialamt), Rainer Mehltreter (KiKü), Liane Ewig, Hedy Klich, Marlene Burger (KinderJugend-Gesundheitsdienst), Kim Archipov-Winterscheidt, Corinna Göttlicher (KoduKu), Elisabeth Schwab (NaturWerkStadt), Vera Klauer (elhana), Mahmoud El Hussein (Arabische Eltern-Union), Inge Bartke-Anders (Stickclub/NHU), Nicolas Lezin (Jugendgerichtshilfe), Mathias Labude (Mobiles Team BA), Matthias Winter (NHU), Romanus Flock (Frühe Förderung, JA), Remziye Uykun, Lahcen Aassid, Emine Yilmaz (VIA e. V.), Susanne Sekula (Kannste Auch!), Britta Hecking (KIgA), Claudia Hesse-Kresinszky, Roya Hadaegh (Diakonie, Stadtteilmütter) und viele andere.

Der Kreuzberger aus Khartum

Seit 1988 verkauft Salah Yousif Möbel im Graefekiez. Das „lebende Gedächtnis“ des wilden West-Berlins kennt den Kiez wie kein Zweiter und hält Eindrücke seiner Wahlheimat in Gedichten fest.

Das Geschäft ist voller Möbel aus vergangenen Zeiten, bei Salah Yousif sind sie mindestens 100 Jahre alt: Relikte wie Küchenmöbel und Sekretäre mit ausklappbaren Schreibflächen für handgeschriebene Briefe. Konsequenterweise verweigert Yousif Mails und Internet, man erreicht ihn am besten per Festnetz oder nachmittags in der Urbanstraße 46 persönlich. Erst seit ein paar Monaten hat er ein Handy.

Die Möbel sind Zeugen der Vergangenheit, Yousif Zeuge der jüngeren Geschichte Kreuzbergs. Damals sind es die Kriegsdienstverweigerer-Nomad*innen, heute Yuppies, steigende Mieten und Bevölkerungs-Austausch. „Ich kenne Damen, die seit den 50ern hier wohnen“, erzählt Yousif. „Damals gab es deutsche Eckkneipen und Arbeiter, heute schicke Cafés und Besserverdiener*innen.“

Wie seine Wahlheimat Kreuzberg hat sich seine Heimat Khartum ebenfalls stark gewandelt. „In den 70ern war Berlin für mich eine Großstadt, Khartum mit seinen 750.000 Einwohner*innen mein Ort der Erholung. Heute wohnen dort zehn Millionen, davon erhole ich mich jetzt in Berlin.“

Während seines Studiums in Bulgarien reiste er nach Berlin, verlor seinen Pass – und blieb. „Ich fühlte mich in West-Berlin sofort sehr wohl. Damals waren die Partys nur im Westen. Mit Freund*innen eröffneten wir fünf Nachtclubs, darunter das ‚Linientreu'. Nach vielen spannenden Jahren habe ich dann das Geschäft hier eröffnet."

Ein Freund von damals hilft ihm bei seiner zweiten Beschäftigung: Gedichte schreiben auf Arabisch, das er ins Deutsche übersetzt – sein Freund macht den Feinschliff: „Deutsch ist schwer, nach 40 Jahren bleiben Rätsel. Deutsch ist logisch, aber komplex, Arabisch hingegen überbordend, wuchernd, bildstark. Man kann sich sehr fantasievoll in dieser Sprache ausdrücken."

Sein Gedicht „Antrag auf doppelte Staatsbürgerschaft" endet mit dem Vers „Denn ich bin das Kind von zwei Welten" – wie viele Bewohner*innen der Siedlung. Wie aber ist es bei ihm? Salah Yousif sagt: „Ich bin in West-Berlin verwurzelt, Ost-Berlin kenne ich kaum. Der Sudan ist Erinnerung, doch meine Kinder sprechen Arabisch. Eine meiner Töchter hat in Khartum Medizin studiert."

„Denn ich bin das Kind von zwei Welten."

Bildung bedeutet Yousif viel. Früher kamen Kinder, die sich Schule und Studium nicht alleine zutrauten; er borgte ihnen Bücher, sie machten ihre Hausaufgaben bei ihm. „Dabei sind Familien, die zwar von Sozialhilfe gelebt, deren Kinder aber

studiert haben. Neulich hat mich eins von ihnen besucht: Der Junge von damals ist jetzt Arzt und hat sich für meine Unterstützung bedankt“, erzählt er.

Früher hat man Stunden über Politik diskutiert und nicht über Religion. „Glauben ist hundert Prozent Privatsache“, findet der überzeugte Linke, der gleichzeitig gläubig ist. Seine zweite Religion ist die Musik, weswegen er nebenbei in seinem Geschäft auch Platten verkauft. „Ich liebe Musik, hier habe ich hauptsächlich Soul, Funk, Rock und Jazz, meine Lieblingsmusik.Um Musik aus dem Sudan zu hören, nehme ich Kassetten.“

Fazit: In Salah Yousifs Geschäft ist Kreuzberg noch in Ordnung.



Feuerdorn und Spierstrauch

Seit fast zehn Jahren pflegt Bettina Heimweg die Grünflächen der Werner-Düttmann-Siedlung. Passend zum anstehenden Heckenschnitt sprachen wir über ihre Arbeit, ihre Lieblingsecken, was Kreuzberg mit der Eiszeit verbindet und warum die Gärtnerin der Siedlung so gerne dort arbeitet.

Gäbe es Ausschreibungen für Pflanzen in Städten, würde man lesen: Der/die Kandidat*in sollte belastbar sein, auf schlechtem Boden gut wachsen und immer gut aussehen. Jährliches Blühen ist Bedingung.

Objekt-Gärtnerin Bettina Heimweg ist eigentlich eine Personalchefin: Für jede Anforderung kennt sie ideale Kandidat*innen. Für die Hecken der Siedlung hat sie Feuerdorn und Spierstrauch gewählt: genügsam, widerstandsfähig und hübsch. Sie begrünen Wege, Beete und Zäune, damit die weißen Blüten und die rot-orangen Früchte besser zur Geltung kommen. „Einheitliche Bepflanzung ist beruhigender fürs Auge. Und wo viele Kinder spielen, müssen die Pflanzen was aushalten können“, erklärt die Gärtnerin.



Gartenarbeit ist Kopfsache

Als sie vor zehn Jahren ihre Arbeit begann, fehlte ihr noch ein Begrünungskonzept. Als ausgebildete Landschaftsarchitektin fiel ihr das aber leicht. „Das Problem in Städten: Der Boden ist ernährungsarm. Noch dazu ist er in Berlin sandig und hält kaum Regenwasser." Wir stehen jetzt an der größten Rasenfläche der Siedlung. Dort rahmen stattliche Säuleneichen eine Wiese ein, hinter ihnen sind die Gärten der Erdgeschoss-Wohnungen.



„Entweder pflege ich die Privatgärten oder ich helfe gerne dabei. Es gibt schöne Beispiele: Eine Mieterin hat einen Mirabellenbaum, eine andere meinen Lieblingsbaum, die Vogelbeere."

Die Baumschule der Siedlung

Ich folge ihr zu einem der vielen Innenhöfe der Siedlung mit Tischtennisplatte und Spielplatz. Früher war hier ein Fußballplatz, aber die Nachbarn rebellierten. Er wurde umgewidmet. Heimweg pflanzte eine Rose an die Stelle des Tores, vor der die Kinder großen Respekt hatten. „Es kamen immer mehr Pflanzen dazu; jetzt ist das Beet meine kleine Baumschule. Hier

„Wo viele Kinder spielen, müssen die Pflanzen was aushalten können."

hole ich die Pflanzen, die ich brauche.“ Wo viele nur Mischgestrüpp sehen, unterscheidet sie sieben verschiedene Arten. Die lateinischen Namen nennt sie ganz nebenbei.

Eine Berberitze, Berberis vulgaris, ein kleiner Strauch mit drahtigen Ästen und kleinen Blättern, steht neben einer Schlehe, Prunus spinosa, mit Stacheln und blauen Beeren im Herbst, in der Mitte eine üppige Felsenbirne, Amelanchier, neben einer stolzen Wildrose, rosa, daneben Maronen. Bettina Heimweg ist in ihrem Element. Sie geht mit den Pflanzen um wie wohlwollende Lehrer*innen mit Kindern. Sie weiß, was sie brauchen und mögen, mit wem sie sich gut verstehen.



Der Boden hat sich vom Fußballplatz wundervoll regeneriert. Vielleicht liegt das auch am besonderen Klima, Blüte- und Früchtezeiten sind im Hinterhof leicht verzögert.

Wärmer dank der Eiszeit

„In der Stadt ist es immer ein paar Grad wärmer als auf dem Land“, erklärt Heimweg. „Hier ist es noch ausgeprägter: Liegt in der Hasenheide noch Schnee, taut es hier schon.“ Ein Mikro-Klima in der Düttmann-Siedlung? „Nicht ganz, aber Kreuzberg und viele Teile Berlins liegen im Urstrom-Tal, wie



man die Flüsse nennt, die in der Eiszeit entstanden sind. Die Absenkung der Hasenheide, der Kreuzberg, waren mal die Grenze eines Flussbetts. Wir sind also hier etwas abgeschirmt.“ Okay, ein Mikro-Klima in Kreuzberg!

Im letzten Hof steht der Beweis der Milde: eine 20 Meter hohe Birke, einsam, aber majestätisch, die mit bis zu zwei Wochen Verspätung grünt. Sie ist ein Unikat, denn „90 Prozent der Bäume sind Platanen, insgesamt 57 Stück. Sie wurden zu dicht gepflanzt, jetzt kämpfen sie um Licht und Wasser.“ Deshalb wachsen sie voneinander weg, obwohl artgleiche Bäume eigentlich parallel wachsen. Während man in den Wohnungen Meisterschaften und Action-Filme guckt, vollzieht sich hier ein harter Verteilungskampf, allerdings nicht in Stunden, sondern Jahrzehnten.

Ein Gott im Gerätekeller

Wir machen einen kurzen Abstecher in den Gerätekeller. Dort sind etliche Gerätschaften akkurat gelagert. Von hier aus koordiniert Bettina Heimweg die Arbeit der bis zu fünf Mitarbeiter, auf die sie je nach Bedarf zurückgreift. Sie zeigt mir die im Laufe der Jahre gesammelten Raritäten: ein Wespennest aus vielen Schichten hauchdünnem, papierähnlichem Material und ein Vogelnest, das sie in



einer Hecke gefunden hat. Am schönsten ist jedoch der tellergroße Smiley aus grauem Zement. „Das ist der Hausgott der Siedlung, den hat mein Freund gemacht. Die Römer hatten für jeden Ort und jedes Haus einen Gott, Laren oder Penaten hießen die. Diesen Brauch haben wir für all unsere Arbeitsstätten übernommen.“ Denn sie pflegt nicht nur die Siedlung; durch den Bau-Boom gibt es jede Menge Arbeit. Hat der Scheibengott einen Namen? „Noch nicht.“ Ich schlage Smileus Duettmannsensis vor.



Zum Abschluss zeigt mir Heimweg die erwähnte Vogelbeere. „Diese Vogelbeere hat sich in den letzten Jahren völlig unerwartet richtig gut entwickelt. Das ist das Spannende am Gärtnern: Man kann nicht alles vorhersehen. Es ist schön zu beobachten, wie sich die Siedlung entwickelt – nicht nur die Pflanzen, auch die Kinder. Deswegen arbeite ich hier sehr gerne.“ Und das macht Bettina Heimweg täglich, nicht nur als Gärtnerin, auch als Jurorin beim Balkonwettbewerb, den das Quartiersmanagement und der Nachbarschaftstreff seit drei Jahren austragen und von der Hausverwaltung prämiert wird.

„Man kann nicht alles vorhersehen.“

Haarscharf an der Insolvenz vorbei

Rechtlich betrachtet ist die Düttmann-Siedlung ein privates Unternehmen, das mit sozialen Spannungen umgehen muss: Rund 350 Personen haben einst in den Sozialbau investiert und dafür Steuervorteile erhalten. Doch Ende der 1990er droht dem „Konzern" die Insolvenz. Der Geschäftsführer der „Dütti-Firmengruppe", Guido Baranowski, erzählt, wie man die Pleite verhindert hat – ein Blick auf die wirtschaftliche Geschichte des privat finanzierten Sozialbaus.

Über Beförderungen freut man sich üblicherweise: Auf dem Papier klingt eine Bestellung zum Geschäftsführer mit Anfang 30 gut, so auch bei Guido Baranowski: 2001 wurde der Immobilienkaufmann Leiter der sechs „KURA"-Gesellschaften, Eigentümer der Siedlungsbauten. Aber bereits beim ersten Besuch verfliegt die Freude: Die Anlage ist verwahrlost, die Mietergärten wild verbarrikadiert, die Gärten überwuchert, die Müllplätze quellen über. Hier gelten keine Spielregeln mehr, sogar Möbel fliegen gelegentlich aus den Fenstern, natürlich nicht von alleine! Ja, die Siedlung ist damals die deutsche Version eines Slums.

Doch Baranowski sieht auch die „spannende Herausforderung", die Wohnanlage hat für ihn „ein gewisses Potenzial". Nur hat

sein Vorgänger offenbar schlecht gearbeitet. Anders ist nicht zu erklären, dass aus dem Vorzeigeprojekt der Bauausstellung 1984 eine No-Go-Area geworden ist mit 30 Prozent Leerstand. Vandalismus und Kriminalität sind seinerzeit Alltag, die Behörden glänzen mit Abwesenheit. Baranowski: „Sie meinten, das ginge sie nichts an."

Der Wechsel an der Spitze der Wohnungsgesellschaften kommt gerade noch rechtzeitig. Zahlreiche Initiativen zur Veränderung der Lage sind entstanden und Baranowski wird eine weitere treibende Kraft.

Sein Plan ist klar: Kriminelle verbannen, einen Security-Dienst engagieren, Grün- und Spielflächen erneuern, Müllstandorte umbauen, Gebäude heller und freundlicher gestalten. Doch vorher muss er noch die Pleite der Wohnungsgesellschaften



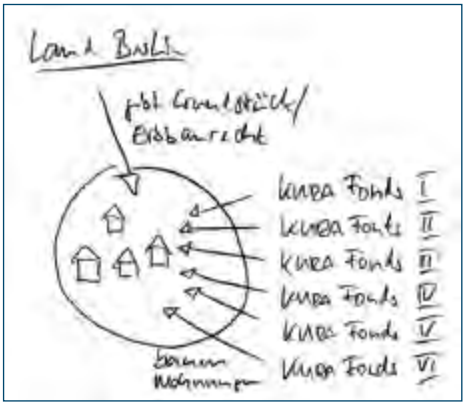
abwenden. Der Leerstand und die Vandalismus-Kosten gefährden die Kredite: Die Banken drohen mit Zwangsverwaltung und -versteigerung.

Die Gesellschaften der Dütti sind „geschlossene Immobilienfonds“ beziehungsweise juristisch korrekt: Kommanditgesellschaften. Die rund 350 Investoren – oder Kommanditisten – haben zwischen 25.000 und 500.000 Mark investiert, das Gros um die 50.000, insgesamt umgerechnet 24 Millionen Euro und damit rund 30 Prozent der Baukosten, den Rest haben die Banken finanziert: 577 Wohnungen für 98 Millionen Euro.

Vor der Wende brachte man mit Steuervorteilen Vermögende aus West-Deutschland dazu, in Berliner Sozialbauten zu investieren. Ärzt*innen, Anwält*innen und Facharbeiter*innen minderten durch solche Investitionen ihre Steuerlast. Es blieb aber ein erhebliches Risiko: Bei einer Insolvenz wäre nicht nur die Einlage verloren, sondern alle Steuernachlässe müssten zudem zurückgezahlt werden. 15 Jahre Steuererleichterungen retour – das ließ sogar solvente Ärzt*innen erbleichen. Und unter den 350 Eigentümer*innen gab es außerdem jede Menge Normalverdienende, die Angespartes gut und sozial hatten investieren wollen, so zumindest die Idee. Eine Pleite kam also überhaupt nicht infrage.

Baranowski lässt deshalb ein Sanierungskonzept entwickeln: Die Anleger*innen sollen drei Millionen Euro nachschießen, Banken Darlehen stunden, die Investitionsbank Berlin Kredite besser verzinst übernehmen. Die Stadt hilft ebenfalls:

Sie senkt die Zinsen des Erbbaurechts. Denn das 8,4 Hektar große Grundstück der Düttmann-Siedlung gehört Berlin. Es zu nutzen, kostet einen jährlichen Betrag. Dieses Erbbaurecht ist wie eine Miete für Grundstücke mit längerer Laufzeit: in diesem Fall 85 Jahre.



Es klappt. Und nicht nur süddeutsche Ärzt*innen haben bald wieder Farbe im Gesicht. Der Erfolg macht die Siedlung ein zweites Mal zum Vorzeigeprojekt, als gelungene Sanierung eines privat finanzierten Sozialbaus. Baranowski setzt seine Pläne um, denen allen eines gemein ist: sich tatsächlich um Belange von Bewohner*innen und Eigentümer*innen zu kümmern. Er geht noch weiter und stellt Dütti-Treff und -Werkstatt mietfrei zur Verfügung, denn so ein Raum wird dringend gebraucht. Später erlassen die Eigentümer*innen sogar die Betriebskosten und bezuschussen die Leitung des Treffs mit 10.000 Euro jährlich.

„In der Siedlung entstand eine fruchtbare Zusammenarbeit und menschlich ein gutes Klima“, erinnert sich Baranowski. Das sei ausschlaggebend, denn „eine Düttmann-Siedlung kann man nicht aus der Ferne verwalten, das braucht Nähe“. Redlichkeit, Offenheit und keine gedanklichen Vorbehalte gegenüber anderen zu haben, ist ihm sehr wichtig. Ein Stück



weit führt das der gebürtige Tempelhofer, der in jungen Jahren den Attila-Platz geschätzt hat, auf seine Eltern zurück. Von ihnen hat er Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit gelernt.

Rückblickend sieht er die soziale Krise auch durch das sogenannte Berliner Fördermodell verursacht, das eher Gebäude als Menschen gefördert habe. Für die soziale Mischung seien aber Mietzuschüsse besser als mietgünstige Bauten. Heute verfügen neue Bauprojekte über mindestens 30 Prozent Wohnungen zu sozial verträglichen Mieten.

Obwohl oder gerade weil er damals den Job nicht ganz freiwillig übernommen hat, ist Baranowski stolz auf die Entwicklung: Herausforderungen bestehen weiterhin, aber ein Erfolg sei es schon, sagt er: nicht nur dank ihm, auch dank aller anderen Akteur*innen: Behörden, Träger, Bewohner*innen – und nicht zuletzt dem Quartiersmanagement.

Der Haus-Meister-Singer

Keine*r kennt die Düttmann-Siedlung der vabene-Hausverwaltung so gut wie er: Frank Wegener ist seit 2005 ihr Hausmeister. In über einem Jahrzehnt war er Zeuge großer Veränderungen; das damals kaputte Viertel mutierte zu einer Siedlung, in der es sich auf einmal leben ließ. Die Liebe zu seinem oft herausfordernden Job ist auch deshalb unverändert.

Als er seinen Posten antrat, löste Frank Wegener nicht irgendwen ab: Sein Vorgänger war Mitglied der Familie Knigge, ein Nachkomme des Autors des legendären Benimmratgebers „Über den Umgang mit Menschen“. Als Knigge ging, hoffentlich unter Wahrung der Form, übernahm er. Mit Menschen umgehen – das kann Wegener ganz sicher. Er ist bei Mieter*innen so beliebt, das einer ihm einst einen Teller geschenkt mit der arabisch anmutenden Aufschrift: „Der beste Hausmeister: Frank Wegener“.

„Ich bin sowieso nett zu jedem, …“

Das Geheimnis seiner Beliebtheit erklärt der Berliner – genauer gesagt, der Kaulsdorfer – in aller Kürze: „Ich bin sowieso nett zu jedem, aber noch dazu wollen ja alle was von mir. Also sind sie logischerweise nett zu mir. Schwierigkeiten gab es nie.“ Ein Geben und Nehmen! Und im Nehmen ist Wegener geübt, sein Telefon klingelt 60 Mal am Tag, alle acht Minuten gibt es eine

Mieter*innenanfrage. Bei 577 Wohnungen, die zu vabene zählen, ist das kein Wunder. Trotz der hohen Beanspruchung bleibt er außerordentlich gelassen. Berliner*innen sind halt entspannt. Aber Wegener hat ein zusätzliches Geheimnis für Gelassenheit, mehr dazu später.

Der heutige Hausmeister kannte die Siedlung schon, bevor er seine Stelle antrat: Als Bauleiter hatte er Anfang der 2000er-Jahre dort oft Arbeiten überwacht. Die damalige Hausverwaltung sah sich nach Kandidat*innen um und der Geschäftsführer freute sich über seine Bewerbung mit den Worten: „Da weeß ick, wen ick habe."

„Da weeß ick, wen ick habe."

Wegener wusste auch genau, worauf er sich einließ. Denn „damals war die Siedlung völlig verwahrlost. Es gab unzählige dunkle, zugewucherte Ecken, die richtig unheimlich waren". Die Müllflächen waren große „Betonbunker, verdreckt, verkeimt und brüchig". Es wurden Drogen verkauft, in einigen



Wohnungen gab es Prostitution, die weißen Fliesen rund um den Werner-Düttmann-Platz waren schwarz von Graffiti, Brände auf Balkonen oder in Kellern waren keine Seltenheit.

Doch kurze Zeit nach Wegeners Antritt übernahm eine andere Hausverwaltung und das Quartiersmanagement wurde im Juni 2005 eingerichtet. In den Folgejahren bis 2008 wurden die Außenbereiche der Siedlung instandgesetzt. Monatelang wurden wildwuchernde Büsche gestutzt, Wände von Graffiti befreit, Zäune der Mieter*innengärten und Müllflächen erneuert. 2009 waren die veralteten Nachtspeicheröfen an der Reihe und wurden durch Zentralheizungen ersetzt. In dieser Zeit waren viele Wohnungen unvermietet. Der Leerstand wurde nach der Sanierung schnell durch selbstzahlende Mieter*innen kompensiert.

Was Wegener bis heute wundert: Nach dem Entfernen der Graffitis erschien nie wieder ein Neues.



Damals hatte Wegener alle Hände voll zu tun. Bis Mitte 2010 arbeitete er alleine, Zeit für Urlaub hatte er so gut wie nicht. Seitdem er einen Kollegen hat, ist die Lage etwas entspannter. Jetzt hat er etwas mehr Zeit, mit den Bewohner*innen zu reden. Oft lebten sie in sehr engen Verhältnissen, weiß er. Er kennt Drei-Zimmer-Wohnungen mit neunköpfigen Familien darin, was nicht nur die Badezimmer über die Maßen beanspruche. Am liebsten würde Wegener dazu Workshops halten, um Schimmelbildung und anderen Nebeneffekten starker Nutzung entgegenzuwirken. Schon jetzt wird er niemals müde zu erklären, dass man die feuchten Flächen abtrocknen sollte. Viele Mieter*innen gäben ihm auch Recht, nur ist er sich nicht sicher, ob seine Worte letztlich fruchteten.

Andere Dinge stören ihn viel mehr: mutwillige Zerstörungen etwa. Vor kurzem hatte jemand mit Sekundenkleber das Schloss einer Schranke am Eingang der Siedlung blockiert. Anstatt in Fassungslosigkeit zu verfallen, kaufte Wegener Nagellackentferner und bearbeitete das Schloss „drei Stunden lang“. Das Problem war gelöst. Auch störe ihn, dass manche Mieter*innen nicht sehr viel von Mülltrennung halten oder ihren Sperrmüll nicht zur Stadtreinigung brächten. Er nennt sie „Schlimmlinge“. Sie seien aber nicht die Mehrheit, die meisten seien sehr freundlich.

Er erzählt von einer Familie, die zu siebt in einer Zwei-Zimmer-Wohnung lebt. Die Kinder machten ihre Hausaufgaben auf der Arbeitsfläche der Küche; er ist immer wieder erstaunt, wie fröhlich alle dort trotz allem seien.



Am Ende des Gesprächs verrät Wegener doch noch das Geheimnis seiner Gelassenheit: Er singt! Nicht irgendwo, sondern in einem der ältesten Chöre Berlins, dem Männerchor Eintracht 1892 e. V. in Mahlsdorf. Seine Augen leuchten, jedes Anzeichen von Müdigkeit verfliegt, wenn er erzählt, dass sie neulich einen jungen Chorleiter engagiert haben, eine richtige Koryphäe. Der Chor macht Reisen nach Polen, Firmen engagieren ihn für Feiern, sogar bei der Internationalen Gartenausstellung ist er aufgetreten und in der Siedlung waren die Hobby-Sänger auch ein paar Mal, siehe Foto. Wenn er so gut singt, wie er Hausmeister ist – und seine Kollegen auch –, sollte man schnell eines ihrer Konzerte besuchen.

Die Schule in der anderen Galaxie

Die Gründerin der „elhana Lernpaten“, Vera Klauer, im Interview über zehn Jahre Lernhilfe für Kinder bildungsbenachteiligter Familien. Rück- und Ausblick auf das Vermitteln zwischen zwei Welten: das Berliner Bildungssystem auf der einen und Familien mit Migrationshintergrund auf der anderen Seite.

Heute machen wir eine Gedankenübung: Sie, liebe*r Leser*in, sind sechs Jahre alt. In der Schule sprechen alle eine andere Sprache als die Ihrer Eltern. Schon die Unterlagen der Schule können Ihre Eltern nicht verstehen. Die Schule setzt voraus, dass die Eltern stets über den Werdegang ihres Kindes informiert sind – was Sie wären, wenn Sie die Sprache der Schule könnten.

„Es ist sehr wichtig, in den Familien Platz für Bildung zu schaffen – auch wenn sie auf sehr engem Raum leben.“

Mit gerade einmal sechs Jahren ist Ihnen die Wichtigkeit des Elternhauses für eine erfolgreiche Schullaufbahn noch nicht wirklich bewusst. Sie interessieren sich für andere Dinge: Spielen, Malen, Kuscheln, Videos gucken und

vieles mehr. Aber pädagogische Theorien über altersgerechte Lernmethoden gehören nicht dazu.

„Schulen setzen viel voraus. Die Verantwortlichen glauben, Eltern leisteten alles Nötige für den Erfolg ihrer Kinder. Nur können das Eltern der Siedlung eben oft nicht“, erklärt Vera Klauer. Neben ihren Sprachproblemen ist das ihnen unbekannte Schulsystem dafür verantwortlich: gleich zwei Barrieren, die für deutsche Eltern nicht existieren. Was sie mühelos können, ist für nicht Deutschsprachige kaum zu leisten. Die Folge ist eine Belastung für Kinder, die sie in ihrem Alter nicht ertragen sollten. „Daher ist unsere neue Stoßrichtung, Mittler*innen zwischen Schule und Familie zu sein.“

Raum und Zeit für Bildung

Seit zehn Jahren unterstützen die elhana Lernpat*innen Kinder der Siedlung, vierzig Lernpat*innen besuchen zweimal die Woche Familien. Die schätzen ihr Engagement. Denn wenn sie



da sind, dreht sich eine Stunde lang wirklich einmal alles um Bildung. „Es ist sehr wichtig, in den Familien Platz für Bildung zu schaffen – auch wenn sie auf sehr engem Raum leben."

Prophezeiungen sind fehleranfällig

Erfolge gibt es viele. „Eine Schülerin hat gerade ihre Mittlere Reife geschafft. Das freut mich insbesondere vor dem Hintergrund, dass ihr in der 3. Klasse ein Lehrer Analphabetismus prophezeit hat. Jetzt liest und schreibt sie perfekt", erzählt Klauer, die zudem Patin des Mädchens ist. Ein weiteres gutes Beispiel ist Céline, jetzt Stipendiatin der Bosch-Stiftung, die mit einem Programm für junge Potenziale ihr Abitur und Studium finanziert.

Nachhilfe ist gefragt

Wann genau „elhana" angefangen hat, ist unklar: 2006 oder 2007. Die überwältigende Resonanz aber ist eindeutig.

Klauer wollte sich damals engagieren, ihre Stärke war es, beim Lernen zu helfen. Die Freiwilligenagentur half bei den ersten Schritten; in der Düttmann-Siedlung, damals noch eine Angebotswüste, war eine Lücke geschlossen. Eltern fragten mehr und mehr, ob sie auch ihren Kindern Nachhilfe geben könne. Klauer suchte weitere Lernpat*innen, finanziert vom QM-Düttmann-Siedlung. Die Akzeptanz der Familien war hoch, denn „elhana" garantierte von Beginn an einen guten Kontakt zwischen Pat*innen und Kindern. Sie wussten: Weil Pat*innen in die Intimität der Familien kommen, sind Unsympath*innen fehl am Platz.

Bildung ist ein Ausdauersport

Nach Geld und Lernpat*innen sucht „elhana“ noch immer, jede Unterstützung ist wichtig. „Pat*innen engagieren sich verbindlich für einen längeren Zeitraum. Das Konzept braucht viel Koordination und deswegen kontinuierlich Geld.“ Noch werden die „elhana“ über das Programm „Soziale Stadt“ finanziert, für die Zeit danach überlegen die Lernpat*innen, „das Konzept zu erweitern. Unsere Unterstützung wollen wir dann nicht mehr nur in Familien, sondern auch für kleinere Gruppen in Schulen anbieten.“ Dadurch könnten die Lernpat*innen ihre Rolle als Mittler*innen noch besser wahrnehmen. Denn zwischen Schule und Familien lägen oft immer noch Welten, meint Klauer: Sobald die Kinder die Straße überqueren, beträten sie eine andere Welt.



Drei Silben für Glückseligkeit

Vera Klauer wünscht sich endlich Barrierefreiheit zwischen Schule und Familien, die Nachhilfe ist auf diesem langen Weg nur ein erster Schritt. Passend dazu der Name „elhana“: Auf Arabisch bedeutet er Glückseligkeit – oder Einklang zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Er hat jedoch einen anderen Ursprung: **EL**tern, **HA**usaufgaben und **NA**chhilfe. Wenn man seinem Instinkt folgt, passieren eben oft glückliche Zufälle.



Fastenbrechen unter Freund*innen

Beim Iftar-Fest feiern Nachbar*innen der Siedlung und Freund*innen das Ende des Ramadans – oder: Wie 27 Speisen dem Fasten keine Chance lassen.

Fünf lange Tafeln, über 80 Sitzplätze, besetzt von über 80 Personen. Viele davon haben den ganzen Tag lang noch nichts gegessen. Am Abend des 1. Juli 2016 ist der Werner-Düttmann-Platz ein riesiger Speisesaal unter freiem Himmel. Der Grund: das Iftar-Fest, besser bekannt als Fastenbrechen, das zweithöchste Fest der Muslime. Drei Tage vor Ende des Ramadans haben viele Bewohner*innen der Siedlung im Nachbarschaftstreff ein üppiges Büfett aufgetischt und warten geduldig auf den Sonnenuntergang. Die Nicht-Muslim*innen unter ihnen lassen sich erklären, dass nach Berechnungen türkischer Muslim*innen die Sonne um 20 Uhr 36 untergeht, während arabische Muslim*innen 20 Uhr 39 vorhergesagt haben. Die Drei-Minuten-Frage wird schnell gelöst: Nach den einleitenden Worten von Mustafa singt Mohammed Kaya das Gebet, woraufhin das Fastenbrechen offiziell beginnt.

Angesichts der 27 hervorragenden, hausgemachten Speisen – vom köstlichen Hummus bis zu Erdbeer-Cupcakes – hat Fasten hier ohnehin kaum eine Chance. Die Vielfalt des Büfetts

spiegelt die Zahl der Anwesenden gut wider. Die lebhaften Gespräche und der rege Austausch zwischen Nachbar*innen der Siedlung und Gästen, aus nahen und fernen Kiezen angereist, dauern bis kurz vor Mitternacht.

Für einen reibungslosen organisatorischen Ablauf sorgte das Team aus Nachbarschaftstreff und Quartiersmanagement unter der Obhut von Emine Yilmaz und Julia Löser. So wurden der Platz, die Küche und der Treff dank der vielen freiwilligen Helfer*innen später rasch wieder in einen vorzeigbaren Zustand versetzt. Die Geschwindigkeit der Aufräumarbeiten wirkte fast märchenhaft – egal aus welchem Kulturkreis: ob nun *Tausend und eine Nacht* oder *Gebrüder Grimm.*

Ganz im Sinne der Vielfalt sei hier nebenbei bemerkt, dass *Tischlein deck dich* ursprünglich aus Indien stammt. Für das Iftarfest hier stünde dem Märchen nun eine Fortsetzung gut: ***Tischlein deck dich ab.***



Ein (Bildungs-)Baum schlägt Wurzeln

Über 20 Menschen kamen zum Start-Workshop des Bildungsbaums Anfang Oktober 2016, um Ideen zur Veränderung des Kiezes zu sammeln. Die langjährige Bewohnerin der Düttmann-Siedlung, Petra Reys, eine der Moderator*innen, berichtet von den Ergebnissen. Sie erzählt, warum sie sich für ihre Wohnsiedlung engagiert und was Sticken, Stricken und Weben mit dem Aufbau von Gemeinwesen zu tun hat.

Die Ausbeute an Ideen und die neuen engagierten Bewohner*innen stellen Petra Reys sehr zufrieden. Zum Thema des Workshops, „Ist Veränderung im Kiez notwendig?“, meint sie resolut: „Ich lebe seit 1999 hier und sehr gerne. Mir gefällt das Bunte. Aber sicher gibt es Herausforderungen. Obwohl ich die Siedlung sehr mag, habe ich mich manchmal gefragt, ob ich gehe oder bleibe. Zu bleiben bedeutete für mich, das anzugehen, was mir nicht gefiel.“

Für Veränderung nutzt Reys den Nachbarschaftsverein Bildungsbaum e. V. und ein ungewöhnliches Mittel: Handarbeit. Jeden Freitagnachmittag kann man mit ihr zusammen stricken, sticken, nähen und weben. Neugierigen zeigt sie, wie. Es kommen aber auch handarbeitsaffine Nachbar*innen, unter ihnen viele Jugendliche, auch Jungs.

„Sie schätzen es, etwas Konkretes zu machen, etwas Handfestes, Kreatives und Beruhigendes: kein Videospiel, kein Wettbewerb wie beim Fußball, kein Herumspielen mit dem Handy.“

Reys strickt also an der Gemeinschaft und verwebt Menschen.

Gemeinsam länger an einer Sache zu arbeiten, auch wenn jede*r für sich ist, sei für viele eine neue Erfahrung. „Das hat etwas Verbindendes, dadurch entsteht Vertrautheit.“ Reys strickt also an der Gemeinschaft und verwebt Menschen.

Die Handarbeitstreffen initiiert hat die pensionierte Ärztin Inge Bartke-Anders, die sich lange Zeit für Kinder und Frauen in der Siedlung engagiert hat. Nach ihrem Umzug vor anderthalb Jahren hat Petra Reys das Ruder übernommen. „Es stärkt nicht nur die Verbindungen zwischen den Bewohner*innen, sondern auch innerhalb von Familien. Es hat Fälle gegeben, in denen sich Enkel*innen auf eine ganz neue Art mit ihren Großeltern ausgetauscht haben, da auch sie Handarbeiten machten.“ Wer neugierig auf die verbindende Wirkung von Handarbeit ist oder einfach nur stricken, sticken oder weben will, kommt einfach vorbei: **freitags ab 14 Uhr in der Dütti-Werkstatt.**



Der Club der guten Väter

„Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr“, hat schon Wilhelm Busch gewusst. Um sich in dieser Kunst zu verbessern oder es zumindest zu versuchen, tauschen sich einmal pro Woche Väter mit Migrationshintergrund aus Siedlung und Viertel im Dütti-Treff aus. Ein Bericht eines Abends voller Väter.

Es war halb zehn am Abend, als ich zum Dütti-Treff kam, der Tisch war voller Speisen. Draußen war es noch hell. Ob man denn schon essen dürfe, fragte ich relativ ungeschickt. Ich wusste, dass Ramadan war. „Natürlich, es ist 21 Uhr 34“, antwortete Mounaim Katir, „bitte setz dich“.
Katir organisiert den Vatertreff seit vier Jahren und hat mich eingeladen.

Die Runde bestand aus arabischsprachigen Männern. Sie hatten sich auf einen Dialekt geeinigt, um sich trotz ihrer unterschiedlichen Herkünfte zu verstehen. Sie kamen aus Marokko, Ägypten, dem Nahen Osten und dem Sudan.
Wie praktisch: eine einzige Sprache, das gibt es in Europa nicht!

Ramadan-Crashkurs

Auf dem Programm standen zunächst die vielen Speisen und Getränke, einige davon nur für den Ramadan gedacht – wie

Karkadeh, ein Hibiskus-Tee aus dem Sudan. Ein paar naive Fragen wurde ich da schon los, die Antworten waren freundlich-geduldig: Den ganzen Tag bei solchen Temperaturen weder zu essen noch zu trinken, war das nicht schwierig? Daran sei man ja schon von Kindesbeinen an gewöhnt. Rauchen ging auch nicht? Nein, kein Nahrungs- oder Genussmittel dürfe tagsüber die Kehle berühren. Dem Sinn einer Fastenzeit konnten sogar die nicht Religiösen etwas abgewinnen, obwohl es viele „Nachteile“ gibt: Die Zeit nach Sonnenuntergang wird sehr intensiv, das soziale Leben verschiebt sich in die Nachtstunden. Cafés sind keine geeigneten Treffpunkte, man darf ja nichts konsumieren. Viel später geht’s ins Bett, man wacht aber wie gewohnt auf, manchmal eben vor Sonnenaufgang, um etwas zu essen. Die Tage sind sehr lang; Ramadan im Winter oder im Herbst ist leichter.

In Berlin auf 52 Grad nördlicher Breite hat man es dabei sogar noch gut. In Oslo, noch acht Breitengrade nördlicher, ist Essen erst ab halb elf möglich. Da sehen wir alle erschrocken auf die Uhr – wohlgenährt und schon einen Kaffee intus. Es ist 20 nach zehn: In Skandinavien geht gerade erst die Sonne unter, allgemeine Andacht für die nordischen Glaubensbrüder.

Vertrauen ist schwierig

Und noch eine naive Frage: Ob eine gemeinsame Sprache wohl hilfreich sei, um über Spannungen zu reden? „Wir Araber tun uns schwer, über Probleme zu reden“, sagt Mounair. Lassoul nickt. Er arbeitet mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen, UMFs im Jargon. Die muslimisch Geprägten brauchen



Vätertreff im Dütti-Treff: jeden Freitag um 18 Uhr, außer im Ramadan, dann erst nach Einbruch der Dunkelheit.

Wer übrigens den Weg zum Dütti-Treff nicht kennt, hier die Koordinaten:
52° 31‘ 12.025“ N
13° 24‘ 17.834“ E

rund sechs Monate, um ihren Betreuer*innen zu vertrauen, Teenager aus Europa oder Asien höchstens zwei. „Wir lernen, Schwierigkeiten für uns zu behalten, weniger zu vertrauen. Zu schnell zu vertrauen, kann in Teilen der arabischen Welt auch gefährlich sein.“ Frauen hingegen fassen viel schneller Vertrauen.

Mehr Präsenz in der Erziehung der Kinder

„Viele arabische Väter sind kaum präsent in der Erziehung. Sie überlassen das den Frauen, der Familie, der Schule. Sie sind passiv. Wir zeigen ihnen, dass Kinder auch Väter brauchen.“ Dazu halten sie Vater-Kind-Tage einmal im Monat ab.

„Man kann hier über alles reden. Allmählich öffnen sie sich.“ Und sie lernen Einsicht.

Auch arbeitslose Väter füllen ihre Rolle nicht aus. Die der Frau bleibt klar: Familie. Bei einigen Vätern sei allerdings „die Fernbedienung das Einzige, was sie beeinflussen.“ Lassoul nennt noch einen weiteren Grund: Er kennt viele, die in den 80ern und 90ern im Libanon in Flüchtlingslagern aufgewachsen sind. „In diesem jahrzehntelangen Ausnahmezustand haben viele Kinder sich selbst erzogen oder die Großfamilie hat es übernommen. Das reproduzieren sie hier.“

Eigeninitiative zu stärken, ist ebenfalls Ziel des Vatertreffs. Vielleicht schätzen Einige nicht das Glück, in der Düttmann-Siedlung zu wohnen. Das abgeschirmte Gebiet hat viele Spielplätze

und zahlreiche Angebote. „Aber das Quartiersmanagement ist bald weg, dann gibt es vieles hier nicht mehr."

„Mit der Hilfe Farags vom Dütti-Treff schaffen wir Vertrauen. Die Väter sehen: Man kann hier über alles reden. Allmählich öffnen sie sich." Sie lernen Einsicht – wie der Teilnehmer, der völlig unerwartet von der Beziehung zu seinem Vater redet und darüber, wie sehr sie ihm zu schaffen macht. Viele haben Narben, die sie nicht wahrnehmen. In solchen Momenten wissen Mounaim und Lassoul: Ihre Anstrengungen fruchten, wenn auch sehr langsam.

Mounaim erzählt von Marokko, von den vielen Christ*innen sowie Jüdinnen und Juden dort. Muslimische Frauen heirateten manchmal Europäer, was hier nicht vorstellbar sei. Es gäbe zwar eine gemeinsame Sprache im arabischen Raum, aber halt sehr verschiedene Denkweisen.

Es ist Mitternacht. Ich brauche noch ein Gruppenfoto, aber einige Väter stöhnen, also kommen erst die Willigen dran.



Für ein gutes Foto dirigiere ich die Väter hin und her. Mit jeder neuen Position lässt sich ein weiterer Vater überreden. Beim letzten Foto schließlich ist die Väterrunde komplett.

Osman Bayers Kochaktion

Die spontansten Ideen sind oft die besten: Der siedlungsweit bekannte Osman Bayer wollte ein Fest für die Nachbarschaft abhalten, in wenigen Tagen hatte er es organisiert.

Dank der Spenden von Gewerbetreibenden des Kiezes ließ sich ein großes Köfte-Essen organisieren, Musiker*innen spielten gratis, rund 50 Nachbar*innen feierten und sangen am 24. Mai im Dütti-Treff. Zeug*innen bestätigen: die Köfte von Osman gehören zu den Besten der Stadt. Wer jetzt das Rezept will, muss den Artikel zu Ende lesen!

Die Köfte von Osman gehören zu den Besten der Stadt.

Es gibt Leute, die Sachen zu Tode überlegen. Andere handeln einfach, wie Osman Bayer. Er fand, es war wieder einmal Zeit, dass die Nachbar*innen der Siedlung zusammenkämen. Dazu setzte der ehemalige Betreiber eines Restaurants im türkischen Karacasu/Aydin zwei effektive Lockmittel ein: erstens von ihm selbst gemachte Köfte, für die er berühmt ist. Köfte ist die türkische Version der Berliner Boulette, aber wahrscheinlich tut man mit einem Vergleich beiden keinen Gefallen. Das zweite Lockmittel waren Musiker*innen, die auch gerne Nichtprofis beim Singen begleiten.

Lockmittel + Lockmittel = ein Fest für 50 Leute mit vielen türkischen Volksliedern. Klassiker, die jede Türkin und jeder Türke und jede*r Türkeistämmige kennt, „Eledim Eledim“ zum Beispiel, eine herzzerreißende Ballade, in der eine Mutter ihren Sohn im Krieg verliert und sich fragt, was man gegen so einen Schmerz tut, oder „Seni Ben“, in der ein*e Liebende*r fragt, warum sie/er seinen beziehungsweise ihre*n Partner*in so liebt? Da der Dütti-Treff eine so große Küche hat, hätten sie auch „Tencere Tava Havasi“ singen können. Der Klang von Töpfen und Pfannen, für den man keine Instrumente braucht, ist im Zuge der Taksim-Proteste entstanden. Ebenso: „Nick The Chopper“ von Legende Baris Manco, Wegbereiter des Anadolu Rock, der traditionelle Elemente der türkischen Musik mit europäischem Rock verbindet, und vermutlich noch viele andere, die man leider hierzulande nicht kennt. Aber vielleicht sollte man mal einen Abend zum Kennenlernen der bekanntesten Lieder der Kultur der Nachbar*innen machen. Ob Türkischstämmige wohl Gefallen an Udo Jürgens finden würden?

Die Summe der zwei Lockmittel: Ein Fest zu dem ca. 50 Leute kamen und bei dem viele türkische Volkslieder gesungen wurden.

Der Abend war auf jeden Fall gelungen, wie auch die Bilder zeigen. Ohne die freundliche Unterstützung von Husseyin Mustafa Bey vom Istanbul Market am Kottbusser Damm, der

das Hackfleisch spendiert hat, von Cemal Bey von der Bäckerei Selemirge in der Schönleinstraße und nicht zuletzt Mustafa Cimen, der die Tomaten spendiert hat, hätte er nicht stattgefunden. Osman Bayer bedankt sich zudem ausdrücklich bei Emine Yilmaz, der Leitung des Dütti-Treffs, und Songül Dogan vom Quartiersmanagement, für ihre tatkräftige Unterstützung – und natürlich bei Sänger Bülent Bartubay und Pianist Ahmet Ozcam.

Wie versprochen, **hier noch das Geheimnis einmaliger Köfte.** Man nehme

- ***Hackfleisch vom Lamm und Kalb***
- ***1 Ei pro 3½ kg***
- ***Zwiebeln***
- ***Kümmel, Pfeffer und Salz sowie***
- ***eine Gewürzmischung, die Osman Bayer gerne auf Anfrage verrät.***

Was aber haben Nachbarschaftsbeziehungen und Kochen gemeinsam? Ganz einfach: Bei beiden liegt es nicht so sehr an den Zutaten, sondern am Umgang mit ihnen. Vielleicht sollten Sie also doch lieber zu Osman Bayer Kontakt aufnehmen, bevor Sie selbst Köfte machen …






Bülent
KORG

Die spannenderen Wahlen

Erst Deutschland, dann die Düttmann-Siedlung: Der Quartiersrat und die Aktionsfondsjury werden neu gewählt. Was die Bewohner*innengremien genau machen und wie sie sich in die Strategie für das Gebiet einfügen, lesen Sie hier.

Was waren die Ergebnisse der Bundestagswahl in 2017 im Kiez? In Friedrichshain-Kreuzberg zwischen Landwehrkanal, Südstern und Hasenheide (Wahlgebiet 1) blieb alles beim Alten. Die Grünen erhielten 36,4 Prozent der Stimmen, gefolgt von den Linken mit 19,6 Prozent, auf ihren Fersen die SPD mit 19,1 Prozent. Die CDU schaffte 10, die FDP und AfD jeweils weniger als 5 Prozent. In der Summe sind das für links 75,1 und 16 Prozent für rechts. Im Wahlgebiet 1 ist Kreuzberg also noch Kreuzberg!



Die Ergebnisse der Wahlkreis-Unterteilung 02117, also die Düttmann-Siedlung plus der Häuserblock bis zum Hermannplatz, sind zumindest im Detail etwas anders. Hier liegt die Linke knapp vor den Grünen, die SPD steigerte sich, AfD und FDP nicht, die Satirepartei „Die Partei“ hat mehr als beide zusammen. Die 766 gültigen Stimmen verteilen sich wie in der Tabelle.

Trotz Verschiebungen: Das linke Lager kommt auf 82,1 Prozent. Auch in der Wahlkreis-Unterteilung 02117 ist Kreuzberg also noch Kreuzberg.

Partei	Stimmen	Prozent
Linke	211	27,5 %
Grüne	209	27,3 %
SPD	156	20,4 %
CDU	69	9,0 %
Die Partei	53	6,9 %
AfD	31	4,0 %
FDP	20	2,6 %
Freie Wähler	3	0,4 %
	766	**100 %**

Viel interessanter als die Bundesebene: die Kiezebene

Kaum ist die eine Wahl überstanden, steht schon die nächste an, allerdings nur im Fördergebiet Düttmann-Siedlung: Am 16.11.2017 wurden der Quartiersrat und die Aktionsfondsjury neu gewählt. Quartiersrat – der Name ist griffig, man ahnt, was

der macht, nicht wahr? Aber genau weiß man es eben nicht. Beim Bundestag ist es im Großen und Ganzen klar: Die machen Gesetze. Hin und wieder hält ein*e Abgeordnete*r eine Rede, Gegner*innen schütteln den Kopf, Kolleg*innen klatschen.

Zeit nachzuholen, was ein Quartiersrat eigentlich macht: In der *Rahmengeschäftsordnung für Quartiersräte in Gebieten der Sozialen Stadt Berlin zur Vergabe der Projektfondsmittel* steht es in der Fassung vom 1.1.2014 schwarz auf weiß. Der Quartiersrat (QR) entscheidet über die Verteilung von Fördergeldern im Gebiet mit. Partizipation ist hier die Devise. Bewohner*innen werden in die Entwicklung des Quartiers eingebunden.

Je nach Größe des Fördergebiets besteht der QR aus zehn bis 25 Mitgliedern, die Zusammensetzung sollte ein Spiegelbild der Bevölkerung sein. Neben Bewohner*innen sitzen im QR auch Vereine, Schulen, Institutionen, alles „Partner*innen der Gebietsentwicklung". Beide Gruppen sollten sich die Waage halten, die Bewohner*innen müssen aber mindestens zu 51 Prozent vertreten sein. Wählen dürfen alle Bewohner*innen ab 16 Jahren, ebenfalls das Mindestalter, um selbst Quartiersrat zu werden.

Partizipation ist hier die Devise.

Die Aktionsfondsjury bestimmt über Aktionen, die der Nachbarschaft zugutekommen. Bis zu 1500 Euro werden vergeben, jedoch nur Sachmittel und keine Honorare. Beispiele

geförderter Aktionen sind Adventsmärkte, Handarbeitsabende, Maßnahmen gegen Werbung in Briefkästen oder die Ausstattung für Gemeinschaftsgärten und Insektenwiesen.

Informationskampagne des Quartiersmanagements aus der Jahnstraße

Damit sich möglichst viele Interessent*innen bewerben und noch mehr an den Wahlen teilnehmen, startete das QM-Team eine intensive Informationskampagne. Auftakt war das Bewohner*innen-Forum, bei dem das *Integrierte Handlungs- und Entwicklungskonzept (IHEK)* des Fördergebietes Düttmann-Siedlung vorgestellt wurde. Oder einfacher gesagt: Was braucht man hier, wo kriegt man's her?

Bildung, Arbeit, Nachbarschaft, Beteiligung und öffentlicher Raum sind die fünf Handlungsfelder der Fortschreibung 2017 – 2019. Ein IHEK ist keine leichte Geburt, die jetzige dauerte anderthalb Jahre. Der Bewohner*innenworkshop im Februar 2016 war der Start, bei dem Meinungen und Analysen



der Bewohner*innen aufgegriffen wurden. Die bezirklichen Fachabteilungen, die Partner*innen der Gebietsentwicklung und der Quartiersrat legten sodann die Ziele für jedes Handlungsfeld fest.

Teil zwei der Kampagne für die QR-Wahlen: Die verstärkte Anwesenheit im öffentlichen Raum. Zwischen dem Bewohner*innen-Forum im Oktober und der Wahl im November wird sechs Mal mit mobilen Ständen zur Wahl aufgerufen.

Warum so viel Energie für die Entstehung eines Quartiersrats? Ganz einfach: Es ist das zentrale Beteiligungsorgan, ohne den man über die Bewohner*innen hinweg entscheiden würde. Aus dem Quartiersrat heraus werden Mitglieder für ein gesondertes Auswahlgremium für die Wahl eines Projektträgers gewonnen, der sich um die Umsetzung von IHEK-Maßnahmen bewirbt. In diesem nachgeordneten Gremium sitzen auch das QM-Team, Vertreter*innen der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und des Bezirks.

In den monatlichen Sitzungen des Quartiersrates diskutiert man viel über das Wohngebiet, die Stärken und Schwächen, über gelungene oder misslungene Maßnahmen, über Partner*innen, die mit ins Boot sollen, über verfehlte Ziele. Man kann auch Gewerbetreibende besuchen oder neue Partner*innen einladen. Die Tagesordnung bestimmt der Quartiersrat mit.

Am 16.11.2017 ist die Wahl, natürlich mit anschließender Wahlparty!

Die neu Gewählten

Nicht überall in Berlin gestalten sich Wahlen und deren Folgen schwierig. In der Düttmann-Siedlung sind am 16.11.2017 neue Quartiersräte und Aktionsfonds-Juror*innen gewählt worden – eine Mischung aus erfahrenen Bewohner*innen und Neuzugängen, die dem Gebiet neuen Elan geben wollen. Ein Bericht über einen ereignisreichen Abend.

Festlich sah er aus, der Dütti-Treff. Hinter der Glasfront standen jede Menge rot drapierte Stehtische, davor eine große Traube Menschen: 80 bis 100 Bewohner*innen hatten sich am 16. November 2017 um 18 Uhr versammelt – zum Wählen der sogenannten Bewohnergremien Quartiersrat und Aktionsfondsjury. Der Wahl war eine wochenlange Kampagne des QM-Teams vorausgegangen, um so viele Anwohner*innen wie möglich zum Mitmachen zu bewegen. Gelb-schwarze Kandidaten-Plakate hingen in jedem Hauseingang, insgesamt





rückten die Quartiersmanager*innen über sechs Mal aus und nahmen Bewohner*innen sanft und freundlich in die Mangel.

Verwaltung sendet an Bewohner*innen …

Der Bezirk schickte mit demselben Ziel einen Brief an alle Bewohner*innen. Ob das Verwaltungsdeutsch allerdings einen Beitrag zur hohen Beteiligung an den Wahlen geleistet hat, sei einmal dahingestellt. Da las man über den Quartiersrat, er sei die *„Interessensvertretung der Kiezbewohnerschaft. (…) Bewohner sowie Institutionen (…) erarbeiten die Schwerpunkte der Quartiersentwicklung und entscheiden über den Einsatz der Gelder aus dem Projektfonds.“* Was der Projektfonds ist, wird in dem Schreiben nicht erklärt, aber vermutlich ist er ein Fonds für Projekte.

Bei den Erläuterungen zum Aktionsfonds wurde man auch nicht schlauer: *„Die Aktionsfondsjury setzt sich aus Bewohnerinnen und Bewohnern zusammen und entscheidet über die*



Verwendung von Mitteln aus dem Aktionsfonds. Mit diesen können Aktionen aus der Bürgerschaft für den Kiez finanziell unterstützt werden.“

Mit anderen Worten: Es gibt Projekte und es gibt Aktionen. Die unterscheiden sich dadurch, dass Erstere durch den Projektfonds finanziert werden, Letztere durch den Aktionsfonds. Noch Fragen?

Die Amtssprache tat der Stimmung im vollen Dütti-Treff indes keinen Abbruch. Viele Bewohner*innen, aber auch Würdenträger*innen wie Bezirksbürgermeisterin Monika Herrmann und Ralf Hirsch, Referatsleiter im Senat für Stadtentwicklung der bezirklichen QM-Gebiete, waren anwesend.

Nachdem die Zuständigkeit der Gremien, das Wahlverfahren und die Spontanerklärung eines zusätzlichen Bewerbers geklärt waren, stellten sich die Kandidat*innen vor. In knappen

Worten fasste das QM-Team seine Ziele zusammen. Viele sprachen sich für eine aktive Nachbarschaft aus, Einige für mehr Sport, andere für mehr Sitzgelegenheiten am Düttmann-Platz, weitere für mehr Bildungschancen und ein gewaltfreies Miteinander. Als sich einer von ihnen leistbaren Wohnraum auf die Fahne schrieb, lachte die Bürgermeisterin kurz auf, wünschte ihm fairerweise viel Glück.

Fast zeitgleich trat eine Delegation aus dem Projekt „Kinder-Küche“, in dem jeden Donnerstagabend Kindern das Kochen nähergebracht wird, auf den Plan. Es übergab der Bürgermeisterin feierlich einen Schokoladen-Muffin, die sich sichtlich darüber freute. Für Small Talk blieb wenig Zeit, die Kinder mussten zurück, der Herd rief. Zwischen Schokoladen-Muffins und Bewohner*innengremien hatten sie schnell gewählt.



Anders als bei der Bundestagswahl mit ihren knausrigen zwei Stimmen gibt es bei der Bewohner*innengremienwahl keine solche Begrenzung. Bei diesen Wahlen ist der Senat spendabel: zwar nur eine Stimme für eine*n Kandidat*in, aber Gegenstimmen ohne Ende. Wenn einem eine Nase nicht passt, kann man Nein ankreuzen. Und wenn gleich mehrere nicht passen, dann eben auch die. Ob das eine Idee für Bundestagswahlen wäre?

Streng beobachtet von zwei QM-Praktikant*innen wählten die Bewohner*innen. Drei Wahlhelferinnen zählten die Stimmen aus. Währenddessen bewunderte das Wahlvolk einen Überraschungsgast: ein Bauchtänzer, der die „klassischen“ Rollenbilder gründlich durcheinanderwirbelte, vor der Bürgerschaft und dessen -meisterin mit orientalischer Geschmeidigkeit. Er erhielt tosenden Applaus, Bewohner*innen beglückwünschten ihn, ein Mädchen umarmte den erschöpften Tänzer.

Wenn einem eine Nase nicht passt, kann man Nein ankreuzen.

Dann kamen die Ergebnisse: nur Wahlsieger*innen, eine Mischung aus erfahrenen und neuen Rät*innen und Juror*innen, Weisheit und Elan, gut abgestimmt. Die Frauenquote lag bei 70 Prozent, die Männer waren vielleicht einfach zu träge. Zumindest in Kreuzberger Entscheidungsorganen sind Frauen also nicht unterrepräsentiert. Auf die kommenden zwei Jahre warten wir mit Spannung.

Je später der Abend, desto weniger Menschen und schwerwiegender die Themen: Es war noch kein Ende in Sicht, als ein energischer Praktikant das Ruder übernahm: Ohne Rücksicht auf Rang und Namen komplimentierte er alle aus dem Dütti-Treff, zehnminütige Gnadenfrist inklusive. In Kreuzberg ist die Welt halt noch in Ordnung: Man kann beim Bauchtanz gegen Kandidat*innen stimmen und Hierarchie bedeutet hier gar nichts.

Talk of the Kiez

Einmal im Monat trifft sich der Quartiersrat, eines der Instrumente zur Bewohner*innenbeteiligung im Stadtplaner*-innen-Arsenal des Programms „Soziale Stadt“. Besprochen wird alles, was die Siedlung betrifft – von nächtlichen Plaudergruppen über Baumaßnahmen bis hin zur Wahl der QR-Sprecher*innen. Ein Bericht einer Tagung zu später Stunde.

Ich komme zu spät, was untypisch für mich ist. Um den Tisch im Dütti-Treff sitzen eine gesunde Mischung aus Bewohner*innen und Partner*innen in verschiedenen Funktionen. Beim ersten Thema, in das ich hineinplatze, geht es auch um eine Plauderrunde, allerdings um eine völlig inoffizielle: An den zwei mit Schranken versehenen Eingängen zur Siedlung sammeln sich abends sehr junge, junge und weniger junge Männer und hängen dort ab. Auf Neudeutsch: Sie *chillen*. In der Disziplin des Plauderns scheinen sie Marathonläufer zu sein, da sie oft bis in die frühen Morgenstunden reden. Es geht das Gerücht um, Männer seien prinzipiell maulfaul, diese hier ganz offensichtlich aber nicht. Die unmittelbaren Nachbar*innen der Siedlungs-Eingänge würden sich jedoch über etwas wortkargere Männer freuen, da sie durch sie oft am Schlafen gehindert oder schlichtweg gestört werden. Je höher die Temperaturen, desto akuter ist das Problem. Wenn man die Plaudertrauben auf die Lärmentwicklung anspricht, werden sie im besten Fall etwas leiser, ein paar Minuten zumindest,

im schlimmsten Fall stößt man auf Unverständnis – gelinde gesagt.

Was tun gegen nächtliche Plauderrunden?

Die Bewohner*innen-Vertreter*innen meinen, der Polizei die Plauderrunde zu melden, brächte nichts. Andere fürchten eventuelle Repressalien – und sei es nur ein erschwerter Durchgang durch die Runde, sollte ihre Anzeige auf sie zurückzuführen sein. Einige Bewohner*innen merken an, dass ihr Sicherheitsgefühl in der Siedlung in den letzten zwei Jahren abgenommen habe. Es huschten öfters nicht identifizierbare Gestalten durch das Gebiet, die vielen schlecht bis gar nicht beleuchteten Ecken täten ein Übriges. Hier sollte die Hausverwaltung „vabene“ ein neues Lichtkonzept erarbeiten, meint jemand in der QR-Runde.

Die Strategien im Umgang mit den Plauderrunden variieren. Einige Bewohner*innen grüßen freundlich, um schlechte Stimmung gar nicht erst aufkommen zu lassen; Angriff sei eben die beste Verteidigung. Andere hingegen fühlen sich bedroht und berichten von Jugendlichen, die frech werden und auch



gerne mal gegen Fahrräder treten oder gar den Weg versperren. Bei den Jugendlichen wirke teilweise noch ein Trick, nämlich der Satz: „Ich kenne deine Eltern und sage denen, wie du dich hier verhältst!“ Man erörtert noch weitere Möglichkeiten, um die Situation in den Griff zu bekommen, und einigt sich dann auf eine kurze Rauchpause.

„Ich kenne deine Eltern und sage denen, wie du dich hier verhältst!“

Wahl der Sprecher*innen und State of the Siedlung

Kurz darauf geht die Sitzung weiter. Nach den Plauderrunden werden für das Gremium noch Sprecher*innen gewählt. Für diese Rolle auserkoren werden Valentina Sajin und Mekan Günel, wie die Fotos eindeutig belegen.



Sie sind jetzt Sprecherin und Sprecher des Quartiersrats: Valentina Sajin und Mekan Günel. Mit auf den Weg haben sie Osterglocken bekommen.

Zu guter Letzt wird – vergleichsweise im Eiltempo – ein Überblick über die Lage der Siedlung geschaffen: Die Kita wird eine neue Zufahrtsrampe bekommen und muss dafür auf einen Teil ihres Gartens verzichten. Das Gesundheitsprojekt läuft gut an, es werden ein Schwimmlehrer gesucht sowie Fahrräder, da die



teilnehmenden Frauen Schwimmen und Fahrradfahren lernen wollen. Das Unterfangen, ein Bewusstsein für Gesundheit zu schaffen, ist ein Pilotprojekt und wird deutschlandweit nur 14 Mal durchgeführt, in Berlin nur in der Düttmann-Siedlung.

Die Umbauten des Jugendclubs „drehpunkt“ haben begonnen, ein Kran wird bald auf dem Bolzplatz stehen. Die Jugendarbeit muss in Container ausweichen, die gerade einmal 80 Quadratmeter ausmachen. Es wird im Sommer einen Austausch mit einem Jugendclub im französischen Marseille geben. Zudem wurde das Graefe-Forum, eine trilaterale Zusammenarbeit von Nachbarschaftshaus, Nachbarschaftstreff und der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus, ins Leben gerufen, um ein Bildungskonzept für das Gebiet zu erarbeiten.

Der nächste Quartiersrat tagt am 22.3.2018.

Gute Nachbarschaft ist Übungssache

Die schmale Straße, die den Namen des ersten Fitness-Instructors Deutschlands trägt, Turnvater Jahn, ist eine der ruhigeren Kreuzbergs. Umso mehr freute man sich am 25.5.2018 über das Fest der Nachbar*innen des Quartiersmanagements Düttmann-Siedlung. Denn wie in der Gymnastik ist gute Nachbarschaft ebenfalls eine Frage des Trainings.

Es passierte alles auf dem Gehsteig, bei einem Fest für Bewohner*innen ist das logisch. Die rund 150 Meter vom Schüler*innenladen Biberzahn bis zum Türkischen Frauenverein, die das Quartiersmanagement der Düttmann-Siedlung einrahmen, waren mit Attraktionen, Ständen und Basteltischen gut gefüllt. Die Jahnstraße ist eher ruhig. Aber im Laufe der Jahre ist dort eine regelrechte Bürgermeile entstanden: mit Vereinen, Einrichtungen und Schüler*innenläden.

Vor dem Schüler*innenladen Biberzahn stand eine Schokokuss-Wurfmaschine, mit der sich Naschkatzen selbst bewerfen konnten. Trafen sie den Auslöser mit einem Tennisball, schnellte einem das Kaloriengeschoss entgegen – Strafe und Belohnung in einem.

Ist der Andrang groß, präsentiert man Dinge zusammengefasst:

KoduKu e. V., Anbieter von Kinder-Kunstworkshops, hatte einen Basteltisch aufgestellt. Unter den Augen eines Batmans aus Pappe bastelten die Kleinen Geschenke für ihre Eltern. „Für Mama und Papa“ las ich im Vorbeigehen. Zumindest fiel das den Kindern als Erstes ein; die Trainerin zeigte geduldig, wie man Schleifen und Herzen auf ein Brett heftet.

Gegenüber von Batman stand der Schminktisch. Dort entstanden ungewöhnliche Tiere und Insekten auf Kindergesichtern. Ich beobachtete, wie ein Schmetterling in Zeitlupe auf einem Kindergesicht landete, die Trägerin nahm sich alle Zeit der Welt, bis der Falter mit präzisen Pinselstrichen in aller Pracht erblühte. In der Menge verstreut gab es Hybride aus Kindern und Leoparden, Katzen und Fabelwesen.



Das Quartiersmanagement baute einen Sofortbildkamera mit Drucker auf, zusammen mit einem Berg aus Perücken und Verkleidungen. Eine Traube Kinder mit psychedelischen Frisuren, inkognito dank Riesensonnenbrillen, waren Stammgäste der Maschine.

Das Innere des Quartiersmanagements war auf der einen Seite in einen Ausschank verwandelt worden, auf der anderen in eine Waffelfabrik. Auf dem Tisch, an dem sonst Steuerungsrunden, Vereinsvorstände und andere Akteur*innen Gebietsentwicklungskonzepte ausbrüten, roch es jetzt nach frischem Teig, Puderzucker und Kaffee.

Die Senior*innengruppe des Dütti-Treffs hatte wagemutig Bäume mit ihrer Botschaft beschlagnahmt: „Wir rocken das Alter“. Das Nachbarschaftsprojekt „Aufeinander zählen“ von „Kannste auch! e. V.“ bespielte indes gleich drei Tische. Hier



konnten Menschen Taschen bemalen und mit Siebdruck gestalten. Wünsche wurden wahr, zumindest als Ausdruck, und an riesige Blumen aus Krepppapier geheftet. Der Türkische Frauenverein e. V. bot Flyer und Broschüren an und die aus meiner Sicht besten Kekse.

„ … Flyer, Broschüren … und die aus meiner Sicht besten Kekse.“

Wer noch nie Blumen gepflanzt hatte, konnte es diesmal bei den „elhana Lernpaten“ tun; mehrere Kilo abgepackter Blumentopferde warteten darauf, erst von Kinderhänden in zylindrische Tongefäße transportiert zu werden und dann einen Samen zu erhalten.

Krönender Abschluss der Bürger*innenmeile, Schauplatz des Festes der Nachbar*innen: der Mini-Fußballplatz des Jugendclubs „drehpunkt“ mit Mini-Tor – etwa 50 Zentimeter hoch und 70 breit, auf dem ganz groß der Name von Torwartlegende Olli Kahn stand. Während Kinder kickten, standen riesig wirkende Erwachsene nicht vor, sondern hinter dem Tor, um die Spieler*innen vor den Autos zu schützen, die ab und zu vorbeifuhren.

„Seph Streets“ führten mit engagiertem Reggae musikalisch durch den Nachmittag, außerdem ein Oud-Spieler mit klassischer arabischer Musik und der Hasenschulen-Chor.

Neben den „üblichen Verdächtigen“, zu denen ich mittlerweile ebenfalls schon zähle, tauchte der Stadtrat für Schule

und Sport, Andy Hemke, auf, sowie Jana Nowratzky, im Bezirk zuständig für das Fördergebiet Düttmann-Siedlung.

Turnvater Jahn hätte seine wahre Freude gehabt: Das gute Nachbarschafts-Training wurde beispielhaft absolviert und wie bei jedem gutem Training war es mehr Spaß als Arbeit. Wann die nächste Einheit stattfindet, erfahrt ihr beim Quartiersmanagement, bei Facebook oder im Newsletter.

Der „Europäische Tag der Nachbar*innen“ findet seit 2004 immer am letzten Freitag im Mai statt. Mittlerweile ist der Nachbarschaftstag international: 2016 feierten mehr als 30 Millionen Nachbar*innen in 36 Ländern. Aber das beste Fest war sicherlich das in der Jahnstraße, fanden viele Anwesende augenzwinkernd.



Die Gesellschaftskünstler*innen

Wenn Sie in den nächsten Wochen in der Siedlung Magazine, Trampolin-Waben und Kunstwerke aus Müll sehen, wundern Sie sich bitte nicht. Denn vier Wochen lang sind zwölf Studierende der Kunsthochschule Weißensee zu Gast gewesen, auf Einladung des Quartiersmanagements. Der Ansatz des Projektes von Professor Steffen Schuhmann: Kunst für soziale Veränderung nutzen. Entwickelt worden sind drei Ideen, die Neues in die Siedlung bringen – und Neues aus den Bewohner*innen herausholen sollen.

Kann Kunst die Gesellschaft verändern? Natürlich, dachte man in den 60ern, als Social Design entstand. Künstler sollten gesellschaftlichen Wandel herbeiführen. Inzwischen hat sich vieles geändert: Kunst ist Investitionsobjekt und Statussymbol für Chefetagen. Eine Hochschule, die Social Design anbietet, ist daher selten. Die Kunsthochschule Weißensee bietet es als einzige an in Berlin.

„Das war auch der Grund, Weißensee zu wählen“, erläutert Tess. Die Französin sitzt mit ihrem Kollegen Ahmed aus dem Sudan in der Dütti-Werkstatt und erklärt die Idee hinter „Alles Müll“. „Die Interviews mit Bewohner*innen haben uns auf das chronische Müllproblem aufmerksam gemacht. Doch anstatt über volle Müllcontainer zu schimpfen, machen wir im Herbst zusammen mit Jugendlichen aus Weggeworfenem Kunst.“

Dabei erhalten sie ein ganz besonderes Privileg: Zugang zur Fundgrube des Hausmeisters. Er sammelt entsprechende Raritäten, in seinem Keller ist über die Jahre eine regelrechte Ali-Baba-Höhle für Müllfetischisten entstanden. „Ein vierwöchiges Projekt reicht da eigentlich kaum“, schmunzelt Ahmed.

„ … eine regelrechte Ali-Baba-Höhle für Müllfetischisten …“

Nach seiner Flucht wollte er Human Centered Design studieren – zur Überwindung von Konflikten und für soziale Veränderung. Deswegen ging er nach Weißensee. Die Aggression und der Rassismus unter Jugendlichen auf der einen, die Bewohnern*innen, die nach Jahrzehnten des Aufenthaltes nur geduldet waren, auf der anderen Seite irritierten ihn zunächst. Sein Blick von außen war stets kritisch, Offenheit für eine vielfältige Gesellschaft konnte und kann er kaum erkennen. Seine Nachbarschaft im Sudan war ähnlich; dort war es lebhaft und laut, die Siedlung sei hingegen sehr ruhig und angenehm. Aber die Ruhe schränke die Freizeitgestaltung ein und erschwere es, soziale Kontakte zu knüpfen.

Im Nebenraum lernen Stadtteilmütter und Gäste unter Anleitung der Student*innen Lea, Polly, Merle und Ailun, wie sie ein „Zine“ gestalten, die Low-Budget-Version eines Magazins. Ist die logische Herausforderung der Seitenfolge bei gefalteten A4-Blättern erst einmal verstanden, geht es an den Inhalt. Alles ist erlaubt: Zeichnen, Schreiben, Kleben und Schneiden.



„Zines“, erklärt Lea, „haben in den 70ern Punks und Musikfans erfunden, denen passende Magazine gefehlt haben.“ Punks drückten sich damit aus, Fans sammelten Infos über ihre Idole und packten sie in Zines, die sich billig vervielfältigen ließen. Ganz ohne Internet sei das damals geradezu sensationell gewesen.

Titel und Thema sind schnell gefunden: **Kultimutti.** Und schon geht es los.

„Die Stimmung ist überwältigend, vielfältig und bunt“, urteilt Teilnehmerin Helga. „Bei der Gestaltung bringt man viel Privates ein, die Studierenden haben das toll umgesetzt.“ Helga hat alle drei Zine-Workshops besucht: für Kinder, Erwachsene und die Stadtteilmütter.

„Nachbarschaftsorte wie dieser erinnern mich an meine Heimat“, erzählt Ailun. Er kommt aus einer ähnlichen Nachbarschaft

im chinesischen Nanjing und studiert in Weißensee. „Ich habe ein bisschen Heimweh hier. Solche Treffpunkte hat es auch bei uns gegeben; sie werden aber immer weniger und werden eher von Älteren besucht.“ Dass sie verschwinden, zeige die abnehmende Solidarität unter Jüngeren.

Irgendwann ist der sogenannte Prototyp des Zines „Kultimutti“ fertig.

Während die einen Nachbarschaftszentren in Redaktionen verwandeln, basteln die anderen auf dem Düttmann-Platz an gelben Waben, der dritten Idee: Die kniehohen meterbreiten Konstruktionen haben durchaus einen Sinn. Als die rein



weibliche Crew mit alten Fahrradschläuchen hantiert hat, ist der Groschen gefallen. Sie weben die alten Schläuche durch die Löcher von Grobspanplatten und machen aus den dicht über Kreuz gespannten Schläuchen eine elastische Fläche – wie ein kleines Trampolin!



Fazit des Eigenversuchs: Noch nie habe ich so gut auf einem Platz gesessen. Die Konkurrenz besteht aber auch nur aus schmalen Mäuerchen. Drei Kinder entdecken das Sechseck und wollen gar nicht mehr gehen. Bald wird es mehr von diesen Waben geben, denn das hier ist nur die Testversion. Sie dienen dann nicht nur als Sitzgelegenheiten, sondern auch als bewegliche Beete und Tische.

Ich beobachte die drei Kinder, wie sie wippen, und mir wird klar: Ob der Besuch der Kunststudierenden aus Weißensee eine Veränderung bewirken wird, weiß noch niemand. Er hat aber ganz offensichtlich für viel Bewegung und Lachen gesorgt.

Links:

- ***Kunsthochschule Weißensee, Prof. Steffen Schuhmann***
  www.kh-berlin.de
- ***Mehr über Zines im Archiv der Jugendkultur, weltgrößtes Zine-Archiv***
  www.jugendkulturen.de



Wo Adventsmärkte entstehen

Der Adventsmarkt auf dem Werner-Düttmann-Platz steht bevor. Wir untersuchen seine Entstehung in einer Sitzung des Aktionsfonds am 21.9.16. Ein Blick hinter die Kulissen der sozialräumlichen Arbeit des Quartiersmanagements, der den Glauben an den Weihnachtsmann nicht gefährden dürfte.

Ein Abend im Herbst in Kreuzberg: gegen 19 Uhr ist es noch hell, im Büro des Quartiersmanagements blickt man auf die Uhr. Ein paar Gäste werden noch erwartet, Kaffee, Tee und Kekse stehen bereit. Die Runde, die sich hier trifft, entscheidet über Geld, darüber, wer Mittel aus dem „Aktionsfonds“ erhält. Der Topf bezuschusst Aktionen zum „Aktivieren der Nachbarschaft“, bringt also Leute zusammen. Die Entscheidungen treffen gewählte Bewohner*innen, das QM hat alles gut vorbereitet: Aufruf zu Vorschlägen, Prüfung, Einladung der Vorschlagenden.

Der erste Gast ist da, die Runde vollständig. Aber fangen wir mit dem zweiten Gast an. Sie wohnt seit Kurzem in der Siedlung, spricht zum ersten Mal bei der Aktionsfonds-Jury vor. Es gäbe viel zu viel Werbung in den Briefkästen, kritisiert sie und beschreibt Wege, die Werbeflut einzudämmen. Sie überzeugen, aber führen zu einer Diskussion über Bewohner*innen, die Prospekte schätzen. Das seien in der Siedlung nicht wenige, meint einer, aber die Idee an sich sei gut. Man

entscheidet umsichtig: Nur wer Werbung nervig findet, nimmt an der Werbestopp-Maßnahme teil. Man prüft die Kosten der Sticker-Produktion, die Prospekte abwehren sollen wie Weihwasser den Teufel. Die Runde bewilligt das Projekt, setzt einen Finanzrahmen und bedankt sich bei der Antragstellerin.

Doch nun zum ersten Gast und Vorschlag: ein Adventsmarkt im Herzen der Siedlung, dem Düttmann-Platz, eine Mischung aus Floh- und Weihnachtsmarkt. Die Nachbarschaft kommt zusammen, lernt sich kennen, die Siedlung wird aktiviert und man zeigt Weihnachtskultur weniger kommerziell. Der Vorschlag: acht Marktstände, zwei Automaten – Popcorn und Zuckerwatte – kein Weihnachtsmann, zumindest nicht auf Kosten der Stadt. Der Dütti-Treff steuert ein Glücksrad bei, die Kosten betragen exakt 937 Euro. Dem Vorschlag wird zugestimmt. Das Ergebnis dieser abendlichen Herbstrunde sieht man am 9.12.16, dem Tag des Weihnachtsmarkts.



Für die Zeit danach …

Das Quartiersmanagement verabschiedet sich Ende 2020 von der Siedlung, im Fachjargon: Es wird verstetigt. Um nach 15 Jahren ein Loch zu vermeiden, soll schon jetzt das Anwohner*innen-Gremium „Quartiersrat" auf eigenen Füßen stehen. Ein Bericht über das Nachbarschafts-Rendezvous vom 11.4.19, bei dem die Wünsche der Bewohner*innen gesammelt worden sind – als Fundament für eine Gruppe, die dauerhaft besteht.

Fast 30 Interessierte kamen: Veteranen der Nachbarschaftsarbeit, auch neue Gesichter, die meisten ehrenamtlich, sowie Fachpersonal vom Bezirk. Pinar Boga und Angelika Greis vom QM führten durch den Abend, der mit einem kurzen Kennenlern-Spiel mit reicher Ausbeute begann.

Doch zuerst ein paar persönliche Betrachtungen über Gruppendynamik. Das Unterfangen, aus mehreren Anwohner*innen eine Gruppe zu schmieden, die ohne einen klar vorgegebenen Rahmen aus eigener Kraft entstehen soll, ist kein leichtes. Die meisten Vereine oder Interessensgemeinschaften entstehen aus eigenem Impuls – *sui generis,* sagen die Lateiner*innen –, durch ein starkes gemeinsames Interesse wie bei Bürger*innen-Initiativen, die meist gegen Dritte opponieren.

Hier allerdings ist es etwas anders. Erst lotet man die Themen aus, die Potenzial für Zusammenhalt bieten. Der Wunsch, eine Gemeinschaft zu bilden, ist nicht von selbst entstanden, auch wenn die Bereitschaft dazu klar vorhanden ist. Nur besteht zwischen Bereitschaft und aktiver Teilnahme ein Unterschied. So ist das Nachbarschafts-Rendezvous eine Hilfe für die allerersten Schritte der zukünftigen Gruppe.

Das Kennenlern-Spiel leuchtete allen gleich ein: seine*n Nachbar*in interviewen und dann der Gruppe vorstellen. Vier Fragen, darunter Namen, positive Eigenschaften aus Sicht der Freund*innen: Am ergiebigsten waren am Ende die Wünsche der Teilnehmer*innen aus kiezredaktioneller Sicht – Wünsche, von einer Fee erfüllt, ehrenamtlich. Viele wollten mehr Zeit für Familie, für Hobbys, für ihre Netflix-Sucht, für ihre Nächsten und Zweitnächsten, ihre Gesundheit oder große Reisen.

Weltreisen, Zeit, leistbarer Wohnraum

Es gab auch sehr konkrete Wünsche: Einzelne wollten bezahlbaren Wohnraum, lernen, ein Baumhaus zu bauen, alle Sprachen der Welt können, ohne zu lernen, oder ein großes Haus, in dem alle Freund*innen Platz finden.

Und wenn man schon einer Fee begegnete, sollte man das auch nutzen: Sie sind nämlich so selten wie pünktliche S-Bahnen im vergangenen Winter.

Der schönste Wunsch war aber nicht der Wunsch an sich – wie der Klassiker namens Weltreise. Das wirklich Besondere



dabei waren die Interviewpartner*innen: Zwei Anwohner*innen hatten das seltene Kunststück vollbracht, seit 15 Jahren immer mal wieder voneinander gehört zu haben, ohne sich je begegnet zu sein. Der Zufall machte sie zu Sitzpartnerin und Sitzpartner – und sie verstanden sich sichtlich prächtig. Sie stellte den Wunsch ihres Interviewpartners vor: die Weltreise. Und er legte sogleich nach: Auf diese Reise würde er auch seine Interviewerin sofort mitnehmen. Großes Entzücken! Vielleicht hatte das QM-Team wirklich eine Fee verpflichtet …

Danach wurde es ernst, beim Gruppenschmieden. An fünf Tischen sammelten die Anwesenden auf großen Papierbögen voller Eifer Antworten auf etliche Alltagsfragen.

Die Ausbeute: Wohnungsevents und historische Spaziergänge

Abschließend wurde die Sammlung vorgestellt: Gourmet-Runden im Kiez, um die besuchenswerten Restaurants kennenzulernen; Wohnungsevents, also Veranstaltungen in

Wohnungen, um den stark beanspruchten Dütti-Treff zu entlasten – in privater Atmosphäre lernt man sich halt anders kennen als in einem Gemeinschaftsraum; vielleicht auch Feste wie zu guten alten WG-Zeiten? Da bot es sich an, die Wohngemeinschaften der Siedlung kennenzulernen, die seit Kurzem erst die Anwohner*innen-Struktur aufmischen. Historische Rundgänge im Kiez wurden ebenfalls genannt, hier habe das Viertel Einiges zu bieten.

Ein Tisch zur Thematisierung von Konflikten brachte ein brennendes Thema ans Licht: Die kleine Schwester des Dütti-Treffs, die Dütti-Werkstatt, von vielen Gruppen benutzt, würde von manchen Nutzern unsauber hinterlassen. Wie gut, dass man in guten Gemeinschaften regelmäßig reinen Tisch machen kann – im doppelten Sinne!

Zum Abschluss kam die Frage auf, was zum nächsten Nachbarschafts-Rendezvous locken könnte. Bei den Anwesenden war eindeutig der Wunsch zu verspüren, Formen, Themen und Aktivitäten zu finden, die aus interessierten Bewohner*innen eine richtige Gemeinschaft schmieden könnten.



Seelsorgerin der Siedlung

Wie man trotz abenteuerlicher Anforderungen eine soziale Drehscheibe am Laufen hält, weiß Sozialarbeiterin Emine Yilmaz gut.

Stellen Sie sich folgende Stellenanzeige vor:
Für eine Art Café mit leiblichen und seelischen Speisen wird ein*e Leiter*in gesucht.

Regelmäßige Aufgaben:

- *Herstellung einer geselligen Atmosphäre und Ausrichten von Festen mit der Nachbarschaft*
- *Besucher*innen mit verschiedensten persönlichen Hintergründen in Einklang miteinander bringen*
- *Koordination von Kursen und Angeboten*
- *die Rolle eines*r Seelsorgers*in einnehmen (nicht-religiös) zum Lösen von Herausforderungen, die bei komplexen Lebensentwürfen entstehen*

Fallweise Aufgaben:

- *Schlichten von meist verbalen Streits, die aber durchaus körperlich werden können*
- *sicherer Umgang mit Opfern von Gewalt, häuslicher und anderer*
- *in Ausnahmesituationen: zwischen Betroffenen und Behörden vermitteln*

Alle Tätigkeiten sollen die Lebenssituation der Bewohner*innen materiell und emotional verbessern. Permanent gute Laune, Mehrsprachigkeit, Belastbarkeit und ausgeprägte Menschenkenntnis sind selbstredend.
Wir wünschen im Voraus viel Glück!

Wer könnte solchen Anforderungen gerecht werden? Besucher*innen des Dütti-Treffs kennen die Antwort: Leiterin Emine Yilmaz. Vermutlich ist das Stellenangebot von 2015 anders formuliert gewesen. Gern erinnert sie sich noch immer an den „praktischen Teil“ ihres Einstellungsgesprächs: Sie nahm sich Zeit für die Besucher*innen des Treffs, die wiederum waren neugierig, ihr aparter Kleidungsstil fiel auf. Als irgendwann ihre zukünftigen Arbeitgeber um Aufmerksamkeit baten, konterte Yilmaz: „Ich muss doch meine Klienten erst einmal kennenlernen!“

„Ich muss doch meine Klienten erst einmal kennenlernen!“

Ein Treff, viele Bedürfnisse

Der Dütti-Treff ist mit einem herkömmlichen Café nicht zu vergleichen, in denen die Bedürfnisse der Besucher*innen schlicht sind: Durst, Hunger, Geselligkeit. Im Dütti-Treff sind sie viel komplexer. Gäste besuchen ihn zur Beratung, wegen Projekten, zum Fastenbrechen oder um eines der Angebote zu nutzen. Yilmaz versteht sich als Respektsperson auf Augenhöhe und hat zu vielen Bewohner*innen ein vertrauensvolles Verhältnis. Auch bei persönlichen Schwierigkeiten geht sie in den Treff, denn Dienst nach Vorschrift ist Yilmaz fremd.



Noteinsätze und Alltags-Schlichten

Yilmaz erinnert sich an einen schweren Fall eines 19-Jährigen, der seine Mutter schlug. Die war völlig ratlos. In Gesprächen brachte Yilmaz die Mutter zu der Einsicht, dass eine solche Übergriffigkeit Konsequenzen haben müsse. Das Ganze endete mit dem Rausschmiss des volljährigen Sohnes.

Andere Vorfälle verblassen hingegen: zwei Väter, die den Streit ihrer kleinen Söhne nahtlos weiterführten, eine Bewohnerin, die der Gärtnerin der Siedlung vorwarf, Sträucher zu schneiden. All das ist Yilmaz' Alltag: Sie versteht sich mehr und mehr als Vermittlerin in allen Lebenslagen.

Aber eigentlich wandert sie zwischen Welten. Denn in der Siedlung wohnen ferne Galaxien Tür an Tür: Menschen mit Religion und ohne, manchmal streng oder auch laissez-faire, Menschen mit viel und welche mit wenig Wohnraum. Da wird ein Nachbar als Clan-Mitglied verdächtigt, die Wohnung ist voll mit Kronleuchtern, Gold und riesigen Fernsehern. Daneben wohnen Studierende, die in Bachelor-Kategorien und Erasmus-Semestern denken. Und neben diesen alltäglichen Situationen, die bei Yilmaz direkt und indirekt aufschlagen, hält sie den Treff am Laufen.

„Von der Kultur gebrieft"

Yilmaz ist wirklich eine Vermittlerin. So beantwortet sie auch die Frage danach, warum Frauen mit Migrationshintergrund ihrer Meinung nach oft so jung heiraten: Sie seien von der Kultur regelrecht „gebrieft", interpretiert sie. Die Heirat werde hochstilisiert, das pompöse Zeremoniell beeindrucke junge Frauen. Sie seien allerdings viel zu jung und ihre Persönlichkeit sei nicht ausgereift für eine Beziehung mit jemandem, den sie kaum kennen.

„Viel mehr Räume einrichten, viel Geld in frühkindliche Bildung investieren und sehr viel emotional bilden."

Frühe Hochzeiten kennt Yilmaz. Sie selbst ist sehr jung verheiratet worden, hat aber das kulturelle Korsett abgestreift und lebt seitdem nach ihren eigenen Vorstellungen – Kleidungsstil eines Punks inklusive. Das ist alles nicht einfach gewesen. Erst als sie ihre Frau stand,

konnte sie mit ihren Eltern wieder interagieren. Sie verstand irgendwann die Geschichte ihrer Mutter und die emotionale Gewalt, die diese erlebt hatte. Trotz unvorstellbarer Widrigkeiten aus Sicht behüteter West-Europäer*innen schlug sie sich beeindruckend.

Erkennen, was passiert

Bewohner*innen mit Migrationshintergrund brauchten emotionale Bildung, meint Yilmaz. Oft bleibt Gewalt unerkannt, deswegen organisierte Yilmaz 2019 mit Müttern ein Gewaltpräventions-Seminar in der Türkei. Das Ergebnis freut sie. Denn vielen ist dort klargeworden: Auch unwillentlich geben sie Gewalt möglicherweise an ihre Kinder weiter, weil sie selbst unwissend Gewalt erfahren.

Was würde Yilmaz mit unbegrenzten Mitteln machen? „Viel mehr Räume einrichten“, sagt sie sofort, „viel Geld in frühkindliche Bildung investieren und sehr viel emotional bilden.“ Sie nennt in diesem Zusammenhang ihre „Menschenlehre“: eine nicht-religiöse Religion mit dem entscheidenden Kern, dass der Mensch das Maß aller Dinge ist. „Unterschiede sind geil“, findet sie, sie sollten Menschen nicht trennen. Die Herkunft jedes Einzelnen sei wichtig, aber man sei in Deutschland, das sei viel wichtiger. Und wie man beides verbindet, ohne sich zu verleugnen, und eine starke Persönlichkeit entwickelt, lebt die Seelsorgerin der Siedlung souverän vor.

Die (zu) kurze Rampe

Die komplexe Beziehung der vielen hundert Jugendlichen der Düttmann-Siedlung zum Jugendclub „drehpunkt“ spiegelt die Herausforderungen der Integration wider. Für sie ist er Hafen und Hassobjekt zugleich; er weckt Hoffnungen, die oft nicht zu erfüllen sind. Ein Porträt einer Institution des Graefe-Kiezes und die Antwort darauf, ob die aktuelle Schließung die Chance bietet, eine komplexe Frage neu zu denken.

Es ist kompliziert, wenn man etwas mag, aber vieles daran auszusetzen hat: wie oft in Beziehungen – sei es mit Chefs, Lehrern oder Jugendlichen. Kompliziert, facettenreich, ambivalent, zwiespältig, durchwachsen; die vielen Begriffe sind kein Zufall. Vielleicht trifft es hier „vielschichtig“ am besten. Alle Jugendlichen der Siedlung, die mit dem „drehpunkt“ zu tun haben, durchlaufen eine Schule der Vielschichtigkeit.

Einerseits schätzen sie den Jugendclub. Er ist der Freiraum, der ihnen zu Hause fehlt, räumlich und gedanklich. Andererseits randalieren sie dort. Stühle und Sofas müssen oft dran glauben, zuletzt auch Fenster. Denn einige Jugendliche können Emotionen nur körperlich ausdrücken und sie in einer Welt permanenter Verletzungen leben. „Manchmal ruft eine eigentlich traurige oder frustrierende Situation Aggression hervor“, erklärt der Leiter des „drehpunkts“, Cornelius Sutter. „Die Jugendlichen leben in einem sehr verästelten Gestrüpp



von Gunst und Missgunst, das sich permanent wandelt.“
Es ist wie ein Minenfeld.

„Eins ist dabei erstaunlich: Freundschaften sind nicht stabil. Die Loyalität untereinander fehlt, gleichzeitig ist die Reviertreue unglaublich stark.“ Werde ein Kind vermisst oder der Kiez bedroht, herrsche absolute Geschlossenheit. Dann erklinge der Schlachtruf: „Wir sind Graefe!“

„Wir sind Graefe!“

Diese Geschlossenheit verschwinde aber blitzschnell wieder. Wenn eine*r nicht in den Jugendclub darf, ließen die Freund*innen ihn eben draußen. „Das kenne ich von keinem anderen Jugendclub“, meint Sutter.

„Jugendliche suchen sich ihren Platz: in der Familie, in der Schule, im Umfeld und hier noch dazu zwischen zwei Kulturen. Oft fehlt ihnen Orientierung, die manchmal durch eine zu große Strenge ersetzt wird. Das verhilft nicht gerade zur Autonomie." Fatma Çelik überlegt einen Moment. „Da ist der Mangel: die Erziehung zur Autonomie, Sinn jeder Erziehung." Çelik arbeitet seit zehn Jahren in der Düttmann-Siedlung, erst im Kindertreff, dann im „GraefeKids", seit 2015 im „drehpunkt". Manche Kinder hat sie über die Jahre durch die drei Einrichtungen begleitet. Der Mangel sei konstant geblieben, egal in welchem Alter.

Jugendliche reproduzierten hierarchische Strukturen in der Familie, weiß Çelik. Demokratiebildung fehle. Damit sich der begrenzte Wirkungsgrad eines Jugendclubs aber entfalten kann, sei viel mehr notwendig: mehr Räumlichkeiten, mehr Personal, mehr Mittel – für eine qualitativ wertvollere Aufmerksamkeit. Auch hier beobachtet sie eine Konstante des Mangels, in diesem Fall seitens der Behörden.

Die Mängel verstärken sich fast kunstvoll gegenseitig, sicher seien die absehbaren Schwierigkeiten nicht das Ziel. Vielleicht habe man die Ausnahme als Regel akzeptiert, vielleicht verdränge Betriebsblindheit viele Fragen. Eine sei inzwischen so tief begraben, dass sie völlig untergehe wie eine zugeschüttete Schicht, die aber noch die Oberfläche prägt. Es ist die Frage danach, wer „Ausländer*in"

„Mängel verstärken sich fast kunstvoll gegenseitig …"

ist und wer nicht, sind Akteur*innen der Siedlung immer wieder erstaunt. Großeltern und Eltern bezeichnen ihre Kinder als „Ausländer*innen“, als Nichtdeutsche, obwohl sie hier geboren sind und in der zweiten oder dritten Generation in Deutschland leben. Viele Kinder besuchen nur in den Ferien das Heimatland ihrer Eltern, sagen aber, sie stammten aus dem Libanon, der Türkei, Kurdistan oder Serbien. Sie sind aber hier zur Schule gegangen und sprechen besser Deutsch als die Sprache ihrer Eltern.

„Identität ist der Ort, zu dem man sich zugehörig fühlt, an dem man in ein größeres Ganzes eingebettet ist“, definiert Sutter. Wenn man sich in der dritten Generation immer noch nicht als Deutsche*r definiert, sei die Frage sicher berechtigt, warum es für die Staatsbürgerschaft immer noch so hohe Hürden gebe. Und die sei nur eine der vielen Schichten. Aber sie wäre ein wesentlicher Schritt in Richtung Klarheit. Viele weitere sind notwendig, um die Rampe zur Integration zu verlängern. Die aktuelle sei gut gemeint, aber zu kurz für einen Anschluss an die Mehrheitsgesellschaft. Auch hier gebe es eine Wechselwirkung: Die Betroffenen müssten es wollen, aber es müsse auch umgekehrt gewollt sein.

„Identität ist der Ort, zu dem man sich zugehörig fühlt, …“

Vielleicht verlängert sich die Rampe in der Siedlung ja mit dem Umbau des Jugendclubs und der Erweiterung, die damit verbunden ist. Der Neustart ist für 2020 vorgesehen.

Die Kinder von KoduKu

Seit 2003 pilgern Kinder in die Fichtestraße 28 zur Kinder-KunstWerkstatt (KoduKu): zum Malen, Zeichnen, Kneten und Sprühen – manchmal mit Spraydosen – immer voller Kreativität. Der Verein „Kommunikation durch Kunst“ hat sich zum Ziel gesetzt, die Gestaltungskraft von Kindern zum Leben zu erwecken. Treten Sie ein in eine Welt der Wunder …

Es ist ein Raum voller Fabelwesen, an den Wänden, auf Regalen, am Fenster. Sie sind aus Pappe, Plastik, Stoff, Watte, aus irgendwelchen Resten. Eulen, Kraniche, Katzen, Monsterchen, Kugelmännchen und viele, die einfach so sind, wie sie sind: unbeschreiblich schön. Es sind die Kinder von Kindern, die Kinder ihres Geistes und ihrer Hände. Denn sie sind alle von kleinen Künstler*innen der KoduKu in der Fichtestraße 28 erschaffen worden.



Die Fabelwesen-WG teilt sich vier Zimmer mit Bildern, Pinseln, Rollen, Druckpressen, Knöpfen, Stoffen und allem, woraus sich etwas machen lässt. „Wir nutzen viel, was andere wegschmeißen. Re- oder Upcycling nennt man das“, sagt Corinna Göttlicher, eine der Mitarbeiterinnen der Fabelwesen-Werkstatt, in der auch zehn Erwachsene arbeiten. Deren Aufgabe: die Schaffenskraft der kleinen Künstler entfalten. Sie nutzen die KinderKunstWerkstatt intensiv: Es herrscht Schichtbetrieb, rund 25 Kinder pro Tag an vier Terminen, pro Woche sind es 130, pro Monat rund 600 – ganze Kolonnen von Kindern.

„Kinder sind keine Künstler*innen im klassischen Sinn. Ziel ist es, eigene Ideen umzusetzen, ein Bild zu malen, eine kleine Figur zu bauen. Dafür muss man sich sortieren, sich konzentrieren, Hindernisse überwinden, wenn es nicht gleich klappt. Wenn es klappt, stärkt es das Selbstbewusstsein. Das habe ich gemacht!“ Corinna erzählt von anfangs schüchternen Kindern, die nach und nach mutiger werden, bis sie sich für Vorschläge bedanken, aber lieber doch ihren eigenen Weg gehen. Wie beim Motorradfahren ist der Weg das Ziel: Es geht ums Lernen durch Tun, Anfassen und Begreifen, im wahrsten Sinne des Wortes.

„Wir nutzen viel, was andere wegschmeißen. Re- oder Upcycling nennt man das.“

Doch die KoduKu ist noch viel mehr als das. Von dort aus schwärmen Mitarbeiter*innen aus zu Schulen, Kitas,

Kinderläden, Notunterkünften, für regelmäßige Einsätze oder einmalige Events, etwa das Besprühen von Stromkästen oder Schattentheater, wie letzten Herbst am Düttmann-Platz.

Das ist kein Zufall. KoduKu ist von Beginn an eng mit der Siedlung verbunden: Nach der Eröffnung 2003 ist Gründerin Kim Archipova der Trägerrunde der Düttmann-Siedlung beigetreten, die Vereine und Fachämter für benachteiligte Bewohner*innengruppen untereinander vernetzt. „Ich bin kein Fan von Segregation. Als ich selbst Kinder bekommen habe, habe ich schnell gemerkt, wie sorgfältig Eltern die Orte für ihre Kinder aussuchen. Deswegen haben wir immer alle Kinder erreichen wollen“, sagt die gebürtige Hamburgerin, seit 1984 Wahlberlinerin. Die Fichtestraße ist dafür ideal gewesen: schmucke Altbauten, eine Welt für sich, ein Katzensprung von der damals noch stark von Herausforderungen geprägten Düttmann-Siedlung. In 15 Jahren hat sich viel getan. Der unermüdliche Einsatz, der immer noch stark auf dem Ehrenamt beruht, hat zu unzähligen Projekten und Kooperationen geführt, der Verein zählt heute 24 Mitglieder. „Wir platzen aus allen Nähten.“ Wie alle Mitarbeiter*innen von KoduKu hat sie noch weitere Standbeine. Sie unterrichtet ästhetische Bildung, Raumgestaltung, Spiel und Literacy. Obwohl der Verein gut läuft, wünscht sie sich mehr Planungssicherheit, um Kolleg*innen mehr Sicherheit bieten zu können.

„ … ästhetische Bildung, Raumgestaltung, Spiel und Literacy …“



↑ *Die KinderKunstWerkstatt in der Fichtestraße*

Anders als die Fabelwesen in der Fichtestraße sind die Bedürfnisse von Menschen handfest. Aber Archipova ist von der Leidenschaft des Lehrens beseelt, vom Moment der Vermittlung, wenn „Kinder Impulse aufgreifen, um ihre Ideen auszudrücken“. Von diesen Impulsempfänger*innen gibt es nach fast 15 Jahren KoduKu etliche. Erst neulich ist ihr ein Kind von früher, heute ein gestandener junger Mann, über den Weg gelaufen und meinte: „Ich kenne Sie! Wir haben damals mit Ton gearbeitet …“

Kontakt: Kommunikation durch Kunst e. V., Fichtestraße 28, 10967 Berlin-Kreuzberg, www.koduku.de

Das Kinderland mittendrin

Mitten in der Werner-Düttmann-Siedlung steht ein Haus nur für Kinder. Auf vier Stockwerke verteilt spielen, lernen, basteln und schlafen 136 davon, tief innerhalb des Häuserblocks, fernab von Lärm und Abgasen, umgeben von einem eigenen Garten. Wie führt man eine Kita, in der 97 Prozent der Kinder mehrsprachig sind? Ein Gespräch mit den Leiterinnen Sabine Dietrich und Ute Treuchel.

Verwunschen. Die Kita liegt etwas verborgen, ein hoher Zaun schützt sie, dahinter gibt es noch mehr Grün als in der Siedlung. Ein Eichhörnchen huscht über die Wiese, es ist merkwürdig still im 80er-Jahre-Bau. Wo sind denn die 136 Kinder? „Mittagsschlaf“, erklärt Sabine Dietrich, die mich gerade durchs Gebäude führt. Nach dem Essen schlummern viele von ihnen oder spielen im Garten. Deswegen sind die großzügigen Stockwerke fast leer. Sie haben alle modulierbare Räume, einen





Waschbereich und ein Erzieher*innen-Büro, wirken aber alle sehr unterschiedlich. „Kinder und Betreuer*innen gestalten die Räume, sie bestimmen auch ihre Nutzung.“ Die Gruppenräume sind altersgemischt. Im dritten Stock hängt eine so niedliche wie riesige Raupe von der Decke, mit Zahlen auf dem Bauch. Auf dem Boden wird an einer komplexen Eisenbahnstraße gebaut, hier geht es ums Rechnen. Im Stockwerk darunter hängen große Spinnweben an der Wand, in den Netzen liegen Fotos der Kinder. Im Nebenraum hängt ein großes Regal mit jeder Menge Bastelmaterial, in den anderen Räumen hingegen tummeln sich Kuscheltiere.

Allen Stockwerken ist eines gemeinsam: Es hängt auffallend viel von der Decke. Für Kinder spielt das keine Rolle, Erwachsene müssen hin und wieder handgemachten Blumen, Kaninchen und Fischen ausweichen. Ein weiteres Merkmal: Auf drei Seiten des Gebäudes sind Fenster, mit Blick in die Natur. Wofür die vielen kleinen Winkel? „Damit die Kinder sich zurückziehen

können“, erklärt Ute Treuchel. In den Waschzimmern haben Waschbecken und Handtuchhaken die richtige Höhe für die Kleinen. Das Gebäude ist von vornherein als Kita geplant worden.

Die ersten Kinder taumeln aus den Schlafgemächern. Ganz wach sind sie noch nicht, sie schlafwandeln noch etwas. Ein kleiner Junge begrüßt mich freundlich, dann zeigt er auf sein Foto an der Wand: „Guck, das bin ich!“ Ich bestätige. Er stellt mir seine Klasse vor.

Kinder glauben, sie spielen …

Dabei lernen sie Selbstbewusstsein und Sozialverhalten. Sie finden das Gleichgewicht dazwischen, sich in der Gruppe zu behaupten und auf die anderen zu hören. Das lernt man hier, glaubt aber stets, man spiele einfach nur munter vor sich hin. Dietrich erklärt mir die sechs Bereiche des Berliner Bildungsprogramms; die Kita gehört zum städtischen Verbund Kindergärten-City mit 58 Standorten. Soziales und kulturelles Leben, Gesundheit und Bewegung, Hygiene und Körperpflege, Kunst, Mathematik und Kommunikation runden das Programm ab. Seit Kurzem gibt es noch einen weiteren Unterpunkt im Bereich Gesundheit: Bewegung und Motorik. Das Motto lautet: „Bewegte Kitas“.

Sozialverhalten wird in den Morgenkreisen vermittelt. In der Runde bespricht man, wie der Tag gestaltet wird, was am Vortag passiert ist, was gefallen hat und was nicht. Konflikte gehören auch dazu, manchmal werden sie nachgestellt. Hier

lernen Kinder die böse Seite von aggressivem Verhalten kennen, wie es auf andere wirkt und dass es sie auf Dauer ausschließt – und wie man Probleme durch Reden löst.

Apropos Reden: Als Kiezredakteur einer Siedlung mit Bewohner*innen, die zu 70 Prozent einen Migrationshintergrund haben, und als jemand, der selbst zweisprachig aufgewachsen ist, muss ich eine Frage unbedingt stellen. Wie ist es denn mit den vielen Sprachen? „Hauptsprache ist Deutsch, aber natürlich können die Kinder untereinander in einer anderen Sprache sprechen“, betonen Dietrich und Treuchel. Seit einiger Zeit führt ein Mitarbeiter neben Qualitätsmanagement auch sogenannte Sismik-Sprachtests durch, um die allgemeine Sprachfähigkeit zu evaluieren. Die Fähigkeiten in anderen Sprachen wird miteinbezogen und nicht nur die Deutschkompetenz geprüft.



Vielleicht ist das ein Weg, Mehrsprachigkeit als Chance für die Entwicklung der Kinder zu sehen.

Die deutsche Frage

Vielsprachigkeit ist oft ein Thema für Eltern, die in die Entwicklung der Kita eingebunden sind. Seit einiger Zeit wächst der Anteil der Kinder aus dem benachbarten Graefe-Kiez, aktuell sind es rund 20 Prozent. Eine Gruppe von Eltern hat vorgeschlagen, eine Etage der Kita deutschsprachig zu halten. Diesen Feigenblatt-Vorschlag hat das Team dankend abgelehnt. Berlin und noch weniger Kreuzberg stehe für Mischung, nicht für Trennung. Vielleicht hängt deswegen neben dem Speiseplan jetzt ein Poster mit einer Übersicht zu deutschem Gemüse. Ein Trost für alle, die gerne Essen Nationalitäten zuordnen? Nein, eher eine pädagogische Maßnahme: Das tägliche Menü hängt als Foto der Speisen rechts vom Gemüse-Atlas.

Kreuzberg steht für Mischung, nicht für Trennung.

Der Rundgang ist zu Ende, wir sind wieder im Leitungsbüro. Viele Kinder spielen im Garten, der jüngst mit Mitteln der Sozialen Stadt grundlegend saniert worden ist. „Davor ist es ein trauriges Brachland gewesen. Jetzt gibt es eine bunte Vielfalt an Spielgeräten und Beeten.“ Die Kinder sind in die Gestaltung eingebunden worden. „Sie wollten eine Wasserquelle und Gebüsch. Bei der Wasserquelle haben wir ihnen mehrere Möglichkeiten angeboten: vom Wasserhahn bis zur jetzigen Pumpe.“ Die Pumpe hat klar gesiegt. Wenn man sich



ansieht, mit welcher Freude die Kinder sie nutzen, war sie die richtige Wahl.

„Und das Gebüsch sollte ein paar Ecken schaffen, in denen sie für sich sein können." Die werden auch genutzt: Direkt vor dem Büro der Leitung gibt es ein Rückzugsgebüsch. Im Sommer dringen durch die offenen Fenster Unterredungen und Absprachen. Eine Zeit lang ist es zusätzlich die Quelle eines Rätsels gewesen. Aus den Kellerluken nämlich drang ein Jauchzen oder Heulen, also eindeutig die Stimme eines Gespenstes. In Wahrheit war es ein einfallsreicher Handwerker, der beim Arbeiten im Keller an seinem Gespensterjauchzen feilte. Die Leitung ließ ihn unter einer Bedingung gewähren: Es sollte das Jauchzen eines netten Gespenstes sein. Eben ein bisschen verwunschen, diese Kita!

Ende August 2017 hat die Kita Urbanstraße 48 k übrigens ihr 30-jähriges Bestehen gefeiert. Zählt man das Jubiläum in Kindern, so wären es wohl mehr als 4.000.

Mit Bibern wachsen

Was macht man als Kind, wenn das Tagwerk getan ist? Spielen, Basteln, Kochen und nicht zuletzt Fernsehsendungen! Denn nach der Schule fängt das Leben erst so richtig an … Ein Besuch beim Schüler*innenladen Biberzahn in der Jahnstraße.

Ein großer Raum mit Mezzanin und Turnmatte, dahinter eine amerikanische Küche mit Theke zum Esstisch, dann ein Spiel- und Bastelraum. Was mich aber in den gut 80 Quadratmetern des Schüler*innenladens Biberzahn besonders fasziniert, sind zwei Dinge: Einmal ist es die große schwarze Stange, mit der man vom Mezzanin herunterrutschen kann wie echte Feuerwehrleute. Leider bin ich aus dem Alter raus, sonst hätte ich das sofort ausprobiert. Und zweitens ist es die Vogel-Uhr, die mitten im Gespräch mit Erzieher Dominik, einem freundlichen Mittdreißiger, um sieben vor elf krächzt. Dominik erklärt mir, dass das schöne elektronische Teil seit ein paar Jahren etwas lädiert ist und nicht mehr zur vollen Stunde einen der zwölf verschiedenen Vogelschreie erklingen lässt, sondern ein paar Minuten vorher einfach einen nicht identifizierbaren Laut, aber keinen unangenehmen.

Das ist kein Hinweis auf irgendeine Finanzlücke. Dem Schüler*innenladen geht es diesbezüglich eher gut. Er gehört einem Verbund von zehn Schüler*innenläden in Kreuzberg

für die Schüler*innen der Reinhardswald-Grundschule an. Es ist ein nur noch seltenes Modell in Berlin, sind doch nach der Einführung der Ganztagsschule 2005 die rund 400 Schüler*innenläden fast alle von der Bildfläche verschwunden.

Dominik erklärt: Die Schule, an die sein Laden angedockt ist, sei zu klein für Aufenthaltsräume neben den Klassenzimmern. Die Schüler*innen müssten deshalb den ganzen Tag im selben Raum bleiben.

… vielversprechende Namen wie Brausepulver, Hasenbau und Knalltüten …

Die Senatsentscheidung habe der Leiter der Schule umsetzen müssen, dafür aber entschieden, mit den Schüler*innenläden weiter zusammenzuarbeiten. Daraus ist der „Koop-Verbund“ entstanden. Mitglieder sind Vereine mit so vielversprechenden Namen wie Brausepulver, Hasenbau und Knalltüten.

Wie ein Kindernachmittag abläuft, ist klar strukturiert. Erst werden die Kinder von der Schule in der Gneisenaustraße 72 abgeholt, danach gibt es Mittagessen im Schüler*innenladen. Es folgen Hausaufgaben, hoffentlich schnell, damit es ans Spielen gehen kann. Um halb drei geht es an die frische Luft auf der Hasenheide, den Bolzplatz am Zickenplatz. Die Entscheidung dürfte den meisten nicht schwerfallen: In der Hasenheide gibt es zwar echte Bäume, Platz und einen Streichelzoo. Aber der Zickenplatz lockt mit einem Spielplatz, zwei Fußballkäfigen und einer Seilbahn. Wäre ich ein Biberzahn-Kind, würde ich

die Seilbahn wählen. Rauszugehen ist übrigens nicht auf den Sommer begrenzt. Aber ist es zu kalt, gibt es alternativ jede Menge Bastelangebote, Spiele und für die Leseratten unter den Bibern eine Leseecke. In der entdecke ich ein weiteres Relikt: Kassetten mit Hörspielen aus einer Zeit ohne Computerspiele.

Seit drei Jahren machen zwei Kinder eine kleine Fernsehsendung.

Die autonome Struktur des Schüler*innenladens – die drei Mitarbeiter*innen verwalten sich selbst – erlaubt es, spezifisch auf Kinderwünsche einzugehen. So machen seit drei Jahren zwei Kinder eine kleine Fernsehsendung. Eins ist technikaffin und bedient sowohl Kamera als auch Schnitt. Das andere moderiert, interviewt Kinder und Erzieher*innen und analysiert dabei fleißig den Kinder-Alltag.



Im zweiten Ladenlokal des Biberzahns hängt sogar eine grüne Leinwand (ein sog. Green Screen), auf die die beiden Elfjährigen die Bilder übertragen. Chapeau!

Wie Dominik zum Erzieher geworden ist? Als Kind eines Hoteliers in der Lüneburger Heide, genauer in Bad Bevensen, wollte er unbedingt etwas mit Menschen zu tun haben. Die Bespaßung einer Stammkundschaft reizte ihn allerdings weniger. Nach seiner Ausbildung arbeitete er daher zuerst in Jugendclubs, bis er die Stellenannonce des „Biberzahns“ sah. Der erzieher*innengeführte Laden gefiel ihm sofort, er kann sich bis heute nicht vorstellen, woanders zu arbeiten. Diese Zufriedenheit merkt man ihm auch an. Und was ist besser für Kinder als der Umgang mit Menschen, die Freude an ihrer Arbeit haben!

← *v.l.n.r. Dome Karstens, Kirsten Hernowski, Timo Rosswaag*

Neue Heimat, neue Rolle

Eine paar diskrete Räume an der Kreuzberger Jahnstraße sind Heimat einer traditionsreichen Organisation: dem Türkischen Frauenverein Berlin. Was als informelle Selbsthilfe Mitte der 70er-Jahre begonnen hat, ist heute ein großer Verein. 1.200 Personen nutzen die Angebote jährlich, ehemalige Mitglieder sitzen im Bundestag. Ein Porträt einer Akteurin und Zeugin der Integration in Deutschland.

Es gibt Verträge zwischen Regierungen und es gibt die Wirklichkeit.

Anfang der 60er schloss Deutschland das Anwerbeabkommen mit der Türkei. Die deutsche Wirtschaft suchte händeringend nach günstigen Arbeitskräften für das Wirtschaftswunder. Aus dem ganzen Mittelmeerraum wurden im großen Stil bilateral Mitarbeiter*innen importiert. Herausforderungen bei der Integration wurden klugerweise vertraglich vorgebeugt: dank Rotationsprinzip. Einwanderer*innen sollten nur zwei Jahre in Deutschland bleiben, um dann in ihre Heimat zurückkehren – eine de facto schwer anwendbare Klausel.

An erster Stelle protestierten die Unternehmen. Mitarbeiter*innen anzulernen, bis sie voll einsatzfähig sind, und sie dann ersetzen? Das war ökonomisch gesehen sinnlos. Doch kaum war das Rotationsprinzip ad acta gelegt, beschloss

Deutschland 1973 einen kompletten Anwerbestopp. Der Grund: die Ölkrise, die 20 Jahre Wirtschaftswunder austrocknen ließ. Die Angeworbenen mussten sich entscheiden: zurück in die Heimat oder in Deutschland bleiben? Der Wunsch, ausschließlich Mitarbeiter*innen anzuwerben, war ein Papierkonstrukt: Man hatte Mitmenschen geholt, jetzt stellte sich die Integrationsfrage – umso stärker, da man sie von vornherein ausgeschlossen hatte. In nur zehn Jahren Aufenthalt in Deutschland hatte sich zudem viel geändert.

Für türkische Frauen bedeutete Deutschland die größte Veränderung

Die Motivation vieler Türk*innen bei der Anwerbung: der bitteren Armut ihrer Heimat zu entkommen. Die Herausforderungen eines Aufenthaltes in Deutschland schienen da viel geringer zu sein. Türkische Frauen betraf das besonders stark. Sie sprachen wie die Männer meist kein Deutsch, darüber





hinaus waren 60 Prozent von ihnen nicht alphabetisiert. Die schlecht bezahltesten Stellen waren ihnen sicher. Gleichzeitig übernahmen sie oft viel Verantwortung. Wenn ihr Mann die Gesundheitsprüfungen nicht bestand, reisten rund 20 Prozent alleine nach Deutschland, um die Familie zusammenzuführen. Nebenbei beobachteten sie die größeren Freiheiten westlicher Frauen und ihren Kampf für mehr Eigenständigkeit.

In Berlin wie auch in anderen Städten unterstützten sich türkische Kolleginnen und Nachbarinnen, nach und nach strukturierten sie diese Hilfe. Am 8. März 1975, dem Internationalen Frauentag, gründeten 55 Türkinnen aus Kreuzberg den „Türkischen Frauenverein Berlin-West“, um „die direkten Lebensprobleme der Frauen, zum Beispiel Arbeitsplatz, mangelnde Deutschkenntnisse, Kinderbetreuung, Rechte, wahrzunehmen und durchzusetzen“, So steht es im Protokoll von 1978. Kulturelle Angebote waren nicht vorgesehen, dafür

Alphabetisierung, Deutschkurse, Schreibmaschinen- und Nähkurse, Beratungen und Begleitdolmetschen für Behörden und Arztbesuche. Besonderes Highlight bis in die 80er: die jährliche Modenschau, um dort selbstgeschneiderte Kleidung stolz zu präsentieren.

Politisch aktiv bis in die 90er-Jahre

Anfangs war der Verein auch politisch aktiv. Er beteiligte sich an der Friedensbewegung und bezog klar Stellung gegen die politische Entwicklung in der Türkei. Ende der 70er hatte die Armee die Macht ergriffen. Nach und nach konzentrierte sich der Verein deshalb mehr auf Angebote zur Unterstützung türkischer Frauen. Mitglieder, die politisch aktiv sein wollten, taten das außerhalb des Vereins. Das beste Beispiel ist Azize Tank, in den 70ern und 80ern ein sehr aktives Mitglied, heute Bundestagsabgeordnete. Viele Jahre war sie Integrationsbeauftrage von Charlottenburg-Wilmersdorf.

Integration beginnt im Kindesalter

Im Gespräch weisen die hauptamtliche Mitarbeiterin und der Vorstand auf die Herausforderungen hin, die im Bereich Integration in Deutschland weiterhin bestehen. Die in Jahrzehnten und Generationen gesammelten Beobachtungen konzentrieren sich auf Bildung. Wie kann es da sein, dass 40 Prozent der Kinder mit Migrationshintergrund das deutsche Schulsystem ohne Abschluss verlassen? Ihre Erklärung: Lehrer*innen in der Grundschule trauen Kindern aus Migrationsfamilien weniger zu. Sie setzen voraus, dass die Eltern nicht die notwendige Unterstützung leisten können. Es ist eine sich selbst erfüllende

Prophezeiung. Denn Kinder, die in der Türkei zur Grundschule gegangen sind und in Deutschland ihre schulische Laufbahn fortgeführt haben, seien entschieden erfolgreicher.

So hat sich der Vorstand auch energisch für ihre Tochter einsetzen müssen, um Vorurteile der Lehrerin auszuräumen. Wie hartnäckig die sein können, zeigt die Reaktion der Nichte der Hauptamtlichen. Als sie ihr erklärte, sie habe studiert, rief die Nichte: „Du hast studiert? Aber du bist doch Türkin!“ Hausaufgabenhilfe ist deswegen eines der wichtigsten Angebote: Zweimal pro Woche helfen immer rund fünf Ehrenamtliche Kindern und Jugendlichen dabei, die Schule besser zu meistern.

Hausaufgabenhilfe ist eins der wichtigsten Angebote.

Mit Sorge erfüllt sie auch die immer konservativere Auslegung ihrer Traditionen: Trug vor 30 Jahren vielleicht eine handvoll Mädchen Kopftuch in Kreuzberger Schulklassen, so ist es heute ungefähr die Hälfte. Entstehen dadurch leichter Identitätszuschreibungen von außen, wenn zum Beispiel Kinder auf Schulhöfen andere als „Ausländer*innen“ bezeichnen? Unterm Strich klingen die Verantwortlichen des Türkischen Frauenvereins eher enttäuscht, wenn sie die Haltung der Mehrheitsgesellschaft zusammenfassen: „Du gehörst nicht dazu“, laute doch der Tenor. Damit diese Haltung endlich verschwindet, setzt sich der Türkische Frauenverein Berlin e. V. im nunmehr 42. Jahr seines Bestehens weiterhin ein.
www.tuerkischerfrauenverein-berlin.de

Eine Frage der Möglichkeiten

Darüber redet man nicht gerne, aber Schweigen ist keine Lösung. Und leider ist Gewalt unter Jugendlichen ein wiederkehrendes Thema im Graefe-Kiez. Ein Gespräch über etwas Ungewolltes im Kiez und wie man dagegen angeht mit Cornelius Sutter, Leiter der Jugendeinrichtung „drehpunkt", und Christian Martens, Koordinator der Anti-Gewalt-Kampagne „Zeig Mut".

Vom Fenster des Jugendclubs „drehpunkt" aus hat man die beste Sicht auf den Bolzplatz an der Graefestraße. Durch die hohen blauen Gitter sieht man rund 50 Kinder und Jugendliche spielen. Die meisten spielen Fußball, es wirkt harmonisch – bis



zum Foul. Plötzlich brodelt es – eine Kettenreaktion, das friedliche Spiel endet schlagartig. Es wird gerangelt und gestritten, manchmal auch geschlagen. Eine typische Szene, keine alltägliche, aber leider eine regelmäßige, sagt Sutter. Er leitet den Jugendclub seit Mitte 2015.

„Streit ist leider für viele Kinder okay, Gewalt ist keine Ausnahme, körperliche und verbale." Betroffen sind nur ein Zehntel der Kinder, die aber umso heftiger. Viele Kinder lernen, keine Schwäche zeigen zu dürfen. Empfindungen werden versteckt, Verletzungen nicht verarbeitet, neue Wunden lassen alte aufplatzen. Und Gewalt ist geschlechtsneutral, wobei Jungs körperlicher sind. Sutter betont: „Das ist aber keine ethnische Frage, sondern eine, die vom Bildungsgrad abhängt." – eine Frage von Möglichkeiten also, von Möglichkeiten der Eltern, ihren Kindern außer Schule und Familie Räume zu bieten oder ihnen selbst mehr Zeit zu widmen.

Gewalt ist geschlechtsneutral, wobei Jungs körperlicher sind.

„Viele von ihnen können nur schwer Gefühle zeigen. Neulich hat ein Mitarbeiter nach zehn Jahren den „drehpunkt" verlassen; die wenigsten konnten ihre Trauer ausdrücken, obwohl man es ihnen ansah." Denn Gefühle zeigen bedeutet: Ich bin verletzlich. Lässt sich angelerntes Misstrauen und latente Feindseligkeit überwinden? Als Leiter eines Jugendclubs in Bayern gelang es ihm, einen „Raubtierkäfig" zu drehen. Jetzt verwalten die Ex-Problemjugendlichen fast selbstständig den



Club. Sind Wunder in einem katholisch geprägten Bundesland leichter? Nein, die Gründe waren nur irdischer: „Wir hatten mehr Möglichkeiten, ihnen zu zeigen, wie man anders kommuniziert, sich ausdrückt, wie man Empathie entwickelt." Es war also auch eine Frage von Möglichkeiten.

Eine Kampagne für mehr Bewusstsein

Der erste Schritt zur Lösung von Problemen: sie erkennen und formulieren. Bei einem ungewollten Problem mit mannigfaltigen Konsequenzen wird diese Binsenweisheit allerdings heikel. Eine Kampagne gegen Gewalt ist im Spannungsfeld zwischen Wunsch und Wirklichkeit umso bemerkenswerter. Die Trägerrunde der Düttmann-Siedlung, also alle Vereine des Quartiers, hat sie dennoch beschlossen. Finanziert wird das Aktionsbündnis vom Quartiersmanagement. Christian Martens, Koordinator der Kampagne, findet: „Es gilt, der Kultur der Gewalt etwas entgegenzusetzen. Meine Rolle ist,



ein Netzwerk gegen Gewalt aufzubauen, zu moderieren und gemeinsam eine Kampagne zu entwickeln, die das Problem ins allgemeine Bewusstsein rückt. Das Ergebnis ist das Motto ‚Zeig Mut! Ich stehe ein für…'."

Unter diesem Motto findet ein Spaziergang im Graefe-Kiez statt, alle Nachbar*innen sind eingeladen. Am 30.11. folgt die Ergebniskonferenz: nicht nur eine Bilanz, sondern ein erster Schritt.

Denn Gewohnheiten zu ändern, ist nicht leicht, insbesondere schlechte. Eine Erleichterung wäre hier – neben Erklärungen, warum Gewalt ein Holzweg ist – zu vermitteln, wie man sich ausdrücken kann, den Kindern und Jugendlichen also mehr Möglichkeiten an die Hand zu geben zu kommunizieren. Das wiederum hängt von den jeweiligen Möglichkeiten ab, mit denen die betroffenen Organisationen arbeiten können.

Die KinderKüchen-Bande

Jeden Donnerstagabend bei Einbruch der Dunkelheit trifft sich eine eingeschworene Bande von Kindern. Mit Messern, Walzen, Gabeln und Löffeln frönen sie völlig entfesselt ihrem Hobby: dem Kochen. Unter Anleitung von vier Ehrenamtlichen lernen sie, wie gesunde Ernährung, Tischkultur und gemeinsames Essen gehen. Bei den Kleinen ist die „Kinder-Küche“ seit Jahren ein Hit.

„Schon auf dem Weg hierhin warten sie auf uns. Zehn, zwanzig, manchmal dreißig“, erzählen Petra Bentz und Astrid Schierloh. „Wir haben gar nicht genug Platz für alle. Also bitten wir Einige schweren Herzens, bitte nächste Woche wiederzukommen – und führen deshalb sehr genau Buch.“



Während unseres Gesprächs arbeiten die Kinder hochkonzentriert: Sie kneten den Teig, walzen ihn aus, drücken Plätzchen mit Formen. Alle tragen eine Schürze und sind mit Eifer dabei. Ihre Ausdauer sei manchmal beeindruckend. Petra erinnert sich an ein Kind, das eine Stunde lang eine Apfelsine geschält hat. Und: „Bei dem Andrang könnten wir jeden Tag kochen. Es geht aber nur einmal pro Woche."

Alle tragen eine Schürze und sind mit Eifer dabei.

Die „KinderKüche" ist vor zehn Jahren entstanden. Auf der Speisekarte: gesunde Ernährung, Zubereitung, die verschiedenen Lebensmittel, das gemeinsame Essen. „In manchen Familien fehlt manchmal die Zeit für Esskultur. Wir hingegen legen großen Wert auf Tischdecken und Dekoration. Unser Essen wird zelebriert."

Das Konzept der „KinderKüche" hat sich oft gewandelt. Eine Zeit lang hat sie das Quartiersmanagement finanziert; in der Urbanstraße 44 hatten sie eine riesige Küche. Die heutige ist mit drei Quadratmetern vergleichsweise klein. Aber egal unter welchen Rahmenbedingungen – das Interesse der Kinder ist ungebrochen. Petra und Astrid sind immer wieder erstaunt, wie pflegeleicht turbulente Rabauken werden, sobald das Kochen beginnt.

„Dafür gibt es viele Gründe: Kochen beruhigt, viele Kinder entfliehen einem stressigen Alltag. Sie dürfen selbst schneiden, reiben, knacken und kneten. Sie sehen, wie langsam ihr ‚Werk'



entsteht, darauf sind sie sehr stolz. Sogar Abwaschen und Aufräumen macht ihnen Spaß.“

Integration geht auch durch den Magen.

Und wenn man lange auf das Essen warten muss? Werden die Kids da nicht unruhig? „Nein, dann singen und malen wir.“ Petra braucht nur ein Lied anzustimmen, schon machen alle mit. Hört man alte Volksweisen von jungen Menschen mit Migrationshintergrund gesungen, erkennt man: Integration geht auch durch den Magen.

KinderKüche: donnerstags von 17 bis 19 Uhr 30 in der Dütti-Werkstatt, Kostenbeitrag pro Kind: 50 Cent



Die Geburt des Dütti-Treffs

600 Gäste ließen sie sich nicht entgehen: die Wiedereröffnung des Nachbarschaftstreffs der Werner-Düttmann-Siedlung am 3.3.2017. So lebendig und facettenreich wie der Treff im Regelbetrieb war auch die Einweihungsfeier: Bands, Büfett und Bauchtanz. Das gelungene Fest versammelte Bewohner*innen, Anrainer*innen und Verantwortliche. Die neuen Namen, Dütti-Treff und Dütti-Werkstatt, läuteten ein neues Kapitel ein.

Vergangenen Freitag wähnte man sich in einer Galerie. Die Ausstellung „Zu Hause – fern der Heimat“ von Wolfgang Reiher, einem Fotografen aus dem Kiez, verlieh den schicken, hellen Räumlichkeiten die Färbung seiner vielfältigen Nachbarschaft. Eine große Menschenmenge bewegte sich angeregt plaudernd durch die Räume und nahm sie in Besitz. Nur war es hier viel entspannter als bei einer Vernissage und mindestens doppelt so lustig. Denn zahlreiche Kinder schwirrten umher, Bands und



ein Bauchtänzer machten Programm. Nachbar*innen trafen sich wieder und lernten weitere kennen. Menschen waren neugierig auf das Ergebnis der intensiven Umbauarbeiten des Nachbarschaftstreffs, finanziert über den Baufonds der Sozialen Stadt. Wie würde der bekannte Ort nach acht Monaten Arbeiten wohl aussehen?

Die Gäste waren begeistert. Während der alte Nachbarschaftstreff eher an eine Amtsstube aus den 80ern erinnert hat, wirkt der neue Dütti-Treff wie eine moderne Kommunikationsagentur. Grauabstufungen an den Wänden, barrierefreie Toiletten, farblich verspielte Möbel, eine Küche wie aus dem Katalog und elegante Sitznischen in Orange – wer behauptet bitteschön, dass Soziale Arbeit Klischees erfüllen muss?

Bei der Einweihung wurden auch die Macher*innen des Umbaus gewürdigt. Das Team des Quartiersmanagements bedankte sich bei Bauherr Guido Baranowski, Geschäftsführer der Hausverwaltung „vabene“. Sie stellt seit Jahren die Räumlichkeiten kostenfrei zur Verfügung und hat 20 Prozent der

Umbaukosten beigesteuert. Gelobt wurden auch das Architekturbüro Nailis und der Verband für Interkulturelle Arbeit, der die Idee zu einem Nachbarschaftstreff seit vielen Jahren in die Praxis umsetzt – und nicht zuletzt Emine Yilmaz, die Leiterin des Treffs, die in dreijähriger Arbeit durch Menschenkenntnis und Persönlichkeit ganz wesentlich dazu beigetragen hat, dass ein Gemeinschaftsgefühl in der Nachbarschaft entstanden ist. Die 600 Besucher*innen waren der lebende Beweis dafür.

Das Fest war zu groß, um in nur ein paar Bildern festgehalten zu werden. Im Hauptraum war Bauchtänzer Sabuha das Highlight, umrahmt von Bands und flankiert von einem üppigen Büfett mit einer üppigen Menschentraube drum herum – der Hauptschauplatz. Nur einen Steinwurf entfernt wurden auch die zwei Räume des ehemaligen Kindertreffs, seit vergangenem Freitag Dütti-Werkstatt, mit Ausstellungen und einer weiteren Band bespielt. Das Kunstprojekt „Drei Wünsche frei“ von Cheb und Sharon verwandelte eigens dafür den Keller in ein wunderschönes Mädchenzimmer, Prinzessinnen-Steppdecke inklusive. Der obere Raum avancierte derweil zum Kino für die Videos des Medienprojekts „Graefe-Girls“.





Die Stille dort wich aber schnell der Stimmung von Valentina Sajins Dütti-Band. Die junge Bewohnerin ist das Multitalent in der Siedlung. Sie spielt Klavier, singt und macht Videos. Mit ihr traten ein Geflüchteter aus Syrien am Cajon und zwei Dozenten ihrer Ausbildungsstätte an Gitarre und Bass auf. Ihre Cover-Versionen auf Englisch und Serbisch entzückten, Eigenkompositionen sind wohl bald zu erwarten. Der rund 30 Quadratmeter große Raum war schnell randvoll mit Dütti-Groupies aller Altersklassen, die zum Schluss gemeinsam auf Deutsch „Bella Ciao“ sangen.

Der Raum war schnell randvoll mit Dütti-Groupies aller Altersklassen.

Den Hauptraum hatten Würdenträger*innen auf dem Weg zu anderen Verpflichtungen irgendwann verlassen, aber die Nachbar*innen blieben standhaft: Ein harter Kern blieb. Wie bei jedem guten Fest besetzte er die Küche bis mindestens Mitternacht.

Seiner gelungenen Geburt nach zu urteilen wird der neue Treff noch lebendiger werden als der alte. Viel schöner ist er jedenfalls schon.





Eine Mutter kann viel bewirken

Wie erreicht man viel mit wenig? Das Projekt „Stadtteilmütter“ vom Diakonischen Werk Berlin Stadtmitte e. V. zeigt, wie. Die niedrigschwellige Beratung von Migrantinnen durch Migrantinnen findet jetzt auch im Dütti-Treff statt. Eine Studie untersucht die Wirkung. Ein Bericht über die Mehrung sozialen Kapitals und positive neue Kreisläufe.

„Es macht Spaß, Leute zu beraten, zu helfen und Mut zu machen“, bekennt Annah Molt. Die Frau aus Ghana sitzt mit mir im Dütti-Treff. Wir reden über das Projekt, bei dem sie seit Kurzem mitmacht. „Mit jemandem von derselben Kultur an der Seite haben sie weniger Angst vor Behörden oder



Schulabenden“, ergänzt ihre Kollegin Ummahan Kocyigit. „Manchmal helfen wir auch bei Streit oder Gewalt in der Familie“, berichtet Sumaya Najjar. Sie kommt aus dem Libanon.

Die drei sind Stadtteilmütter. 2005 ist das Projekt in Neukölln gestartet. Die Idee: niedrigschwellige Beratungen von Migrantinnen für Migrantinnen. Die Stärke: die lebensweltliche Nähe zwischen Beraterinnen und Klientinnen, heißt es über die Stadtteilmütter in der Studie des Bundesverbandes für Wohnen und Stadtentwicklung.

Mütter als Mittlerinnen

Die Mütter erzählen gern von ihrer Arbeit. Zwei sind im Dütti-Treff: eine im QM-Gebiet am Wassertorplatz, die andere im Familienzentrum Gneisenaustraße. Ihnen ist es zu verdanken, dass die Träger mehr Zugang zu ihren Zielgruppen finden und nahbarer werden. Geld kostet sie das nicht. Denn die Stadtteilmütter werden vom Jobcenter finanziert und sorgen dafür, dass ihre Klientinnen aus ihrer Schockstarre vor deutschen Ämtern herauskommen.

Alle gewinnen

Es ist eine echte Win-Win-Situation. Die Stadtteilmütter machen eine Arbeit, die sie auch innerhalb ihrer Familie stärkt, denn sie erhalten dadurch noch mehr Achtung in ihrer Rolle als Mutter. Leider erhalten sie dafür nur 1 Euro 50 pro Stunde, dafür aber eine sechsmonatige Qualifikation plus Weiterbildungen. Mittelfristig verbessert sich ihr Zugang zum Arbeitsmarkt. Annah Molt will jetzt das Sprachniveau B2 erreichen;

ohne Stadtteilmütter hätte sie es nach eigener Aussage nicht einmal versucht.

Kontakte sind die neue Währung

Klientinnen werden aus ihrem „teils isolierten privaten Rahmen geholt“, knüpfen „Alltagskontakte außerhalb des unmittelbaren Familienumfeldes“, heißt es im Artikel Stadtteilmütter als Netzwerkerinnen mit Wirkung. Darin wird der Sozialkapital-Aufbau über das Projekt hinaus untersucht. Die Kontaktnetzwerke der Klientinnen und Stadtteilmütter werden vorgestellt.

Drei Stadtteilmütter-Gruppen sind untersucht worden: in Berlin-Neukölln und Dortmund. Sie arbeiten alle unterschiedlich. In Neukölln setzt man auf Besuche in Familien, die Dortmunder Gruppen arbeiten eng mit Sozialarbeiter*innen zusammen. Doch die Ergebnisse sind ähnlich:



Abbildung 1 zeigt das typische Netzwerk einer Klientin mit wenigen Kontakten. Es besteht aus einem kleinen, blau dargestellten muttersprachlichen Familiennetzwerk und den rot umrandeten Kontakten zur Stadtteilmutter, sowie zu Institutionen, zu denen die Stadtteilmutter Kontakt hergestellt hat.

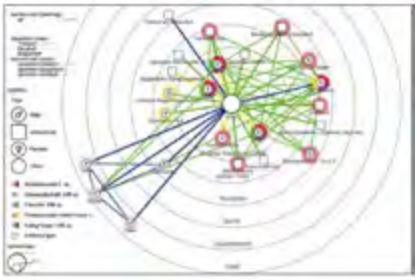


Abbildung 2 zeigt das Netzwerk einer sehr gut vernetzten Stadtteilmutter. Außer den familiären Kontakten hat sie auch ein Freundinnennetzwerk, das transkulturell aufgestellt ist, sowie vielfältige Beziehungen zu Institutionen aufweist.



die Transformation sozialer Netzwerke. Stadtteilmütter kennen sich aus im Dschungel von Behörden und Angeboten; die Klientinnen bekommen eine vertraute Lotsin an die Hand. Beide schließen neue Bekannt- und sogar Freundschaften.

Kurz-Fazit:

Ein leuchtendes Beispiel dafür, wie man mit wenig Aufwand viel bewirken kann – mit der ältesten Form der Kommunikation: dem persönlichen Gespräch. Wer jetzt in Form einer 500 Jahre alten Form der Kommunikation mehr über die Stadtteilmütter erfahren will, wartet auf die Publikation der Studie Ende April.

Nachbarschaft will gepflegt sein

Seit 2010 lebt Brigitte Schnock in der Düttmann-Siedlung – und das sehr gerne. Schließlich brauchte es zwei Anläufe und über 20 Jahre, bis sie eine Wohnung bekam. Warum sie den Kiez so mag, sich seit acht Jahren im Quartiersrat engagiert und was ihr Rezept für eine gute Nachbarschaft ist, erklärt die Krankenpflegerin und Geragogin hier.

Was ich an der Siedlung mag: den Kleinstadt-Charakter, die bunte Nachbarschaft, dass Hausmeister und Gärtnerin alles in Ordnung halten, die schönen Wohnungen

Warum ich im QR bin: Ich bin ein Wohnmensch, mir ist das Umfeld wichtig. Im Quartiersrat kann ich den Kiez mitgestalten, Projekte fördern – und ich habe nette Menschen kennengelernt.

Was ich an der Siedlung nicht mag: die Müllfrage – zu viel Müll, zu wenig Mülleimer; die Lautstärke nachts, da ich direkt an einem informellen Treffpunkt von jungen Männern wohne. Besonders im Sommer ist mein Schlaf beeinträchtigt.

Die Siedlung in zehn Jahren? Die Durchmischung der Bewohner*innen ist weiter vorangeschritten, die Trennung zum restlichen Graefe-Kiez ist überwunden, die Bildungsangebote für Kinder und Teenager sind verbessert.

Als Brigitte Schnock 2010 in die Siedlung zog, war es ein Nachhausekommen. Denn schon in den 80er-Jahren hatte sie sich in der taufrischen Anlage um eine Wohnung beworben, leider erfolglos. Dabei hatte sie bei ihrem Umzug vom Sauerland nach Berlin sofort Fuß gefasst. Schließlich fand sie eine Wohnung an der Hasenheide. Kreuzberg war damals genau das Richtige für jemanden, der gerne ausging. Zu ihrem Lieblingslokal beim Zickenplatz war es nicht weit, sie ging einfach durch die Siedlung. Sie wäre vermutlich dort geblieben, aber dann erhielt sie ein Angebot.

Man bot der Krankenschwester einen Platz in einem brandneuen Studiengang an: Geragogik, also Pflege von alten Menschen. Ihr Abitur hatte sie nachgeholt, das Studium schien wie geschaffen für sie, die Bedingungen waren privilegiert: Es gab nur zwölf Teilnehmer*innen. Einziger Nachteil: Es war in Braunschweig. Aber es gefiel ihr dort so gut, dass sie zwölf Jahre blieb.

Einziger Nachteil: Es war in Braunschweig.

Als sie 2010 nach Berlin zurückkehrte, brauchte sie eine barrierefreie Wohnung für ihren Mann. Diesmal klappte es in der Düttmann-Siedlung. Sofort fühlte sie sich wohl, sie war ja wieder zu Hause. Die Hausgemeinschaft fand sie toll, die Nachbar*innen kamen aus Gambia und Griechenland, aus dem Nahen Osten und der Türkei. Eine Nachbarin brachte Essen zum Einstand, schnell lud man sich gegenseitig ein und feierte sogar Feste zusammen: Geburtstage, Silvester und Ramadan.

Wenig später wurde sie Teil des Quartiersrates. Sie sei ein Wohnmensch und wolle sich um das Umfeld kümmern, sinnvolle Projekte und Initiativen unterstützen. Ein Projekt gefiel ihr besonders, die „KinderKüche“. Da sie seit Ende der 70er-Jahre täglich mit kranken und alten Leuten zu tun hat, war sie sofort begeistert. Denn dort lernen die Kleinen der Siedlung Kochen. Doch der große Andrang zwingt die Kinder oft, sich auf das nächste Mal vertrösten zu lassen. Seit 2011 ist sie fast jeden Donnerstagnachmittag dabei; mehr und mehr hat sie sich auf Kuchen und Nachspeisen spezialisiert. Das Interesse der Kinder, egal ob Mädchen oder Junge, beeindruckt sie. Auch arabische oder türkische Jungs seien heiß auf Kochen.

Sie bemerkt die Unterschiede der familiären Hintergründe. Eigenständigkeit fällt den behüteten Kinder schwerer, also das Schälen, Schnippeln, Braten und Backen. Die weniger Behüteten sind interessierter, pfiffiger und mit einer größeren Auffassungsgabe gesegnet. Politisch korrekt umschreibt sie die kulturellen Hintergründe: „Behütet“ bedeutet Mittelklasse und deutsch, „weniger behütet“ Nichtmittelklasse und nichtdeutsch.

Ihre Nachbarschaft unterscheidet sich stark von der ihrer Arbeitsorte. Frohnau sei ein deutsches, Französisch Buchholz ein deutsch-russisches Ghetto, Charlottenburg sei gemischter, aber gehoben. Hin und wieder fragten sie manche Kolleg*innen „Wie, du wohnst in Kreuzberg?“ „Ja , und das sehr gerne“, antworte sie dann.



Was ihr weh tut? Wenn Kinder, die sie von der „KinderKüche“ kennt, später als Teenager herumlungern. So viele Talente lägen brach, anstatt gefördert zu werden. Ob die Bildungsangebote der Umgebung die richtige Förderung bieten, bezweifelt sie. Sie denkt an ihre Nachbar*innen: Die Architektin und der Arzt schickten ihre Kinder in andere Schulen als die der Nachbarschaft.

Wie sie die Siedlung in zehn Jahren sieht? Sie muss nicht lange überlegen. Die Bewohner*innenschaft solle weiter durchmischt, die beiden Graefe-Kieze stärker zusammengewachsen sein – und viel mehr gute Bildungsangebote für Kinder und Jugendliche geben. Geht es nach Brigitte Schnock, sollen sich „bunt“ und „Bildung“ endlich nicht mehr gegenseitig ausschließen.



↑ *Der Quartiersrat 2014*



↑ *Eröffnung der Kinder-freizeiteinrichtung 2011 (danach war Rauchen auf dem Gelände verboten)*



↑ *2008 – Die Kinder-JugendKulturAG der Trägerrunde präsentiert ihre Aktionen auf dem Werner*



↓ *Gambia Kulturfestival 2015*



↑ *Sommerfest auf der Graefestraße 2016*
v.l.n.r. Holger Förster, Emine Yilmaz, Jana Nowratzky



↑ *Sommerfest auf der Graefestraße, Mitte: Ralf Hirsch*



↑ *2007 – Erste Ausgabe der Graefe Süd (Hrsg. QM Düttmann-Siedlung)*



↑ *Anneliese Lorenz – eine Nachbarin voller kreativer Ideen, die sie geschickt und planvoll umsetzt. Ihr unermüdlicher Tatendrang bringt nicht nur Kreisel zum springen.*



→ 2016 „Ein Haarschnitt für Bildung“ – eine Aktion der elhana Lernpaten e. V. (l.:Vera Klauer; r.: Petra Reys)

↓ 2005 Aufbruchstimmung – KinderJugend-Kultur AG und die Müttergruppe

Gelegenheiten wollen ergriffen werden

Für einen gerade einmal 29-Jährigen hat Mekan Günel schon viel erlebt: Er kam als Flüchtling nach Berlin, als Teenager war er die Hoffnung vieler Fußball-Klubs. Er holte das Abi nach und spielte am Deutschen Theater. Dann reiste er viel und studierte mit Stiftungs-Stipendium. Seit Anfang 2018 ist er Sprecher des Quartiersrates der Düttmann-Siedlung.

Es beginnt mit Büchern. Ich treffe Mekan Günel vor der Amerika-Gedenk-Bibliothek, dort lernt er gerne. Sein Masterstudium „Real Estate Project Management“ verlangt ihm viel ab. Im Laufe des Gesprächs wird klar: Mekan hat das Talent, zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein.



Das war nicht immer so. Mitte der 90er floh seine Familie aus dem kurdischen Teil der Türkei nach Deutschland, erst lebte sie in einem Heim in Brandenburg, dann mehrere Jahre in einem Kreuzberger Heim auf engstem Raum. Die Wohnung in der Werner-Düttmann-Siedlung, die sie Anfang der 2000er-Jahre beziehen, wirkt für ihn zu Beginn unfassbar groß.

Anstelle einer Waldorfschule besucht er nun die Lemgo-Grundschule; plötzlich gibt es Noten. In der Schule ist er durchschnittlich, aber in Sport der Beste. Er träumt von einer Karriere als Fußballer. Doch eine Verletzung verändert alles.

Er holt das Fachabitur nach. Denn „Das Oberstufenzentrum war wie ein Knast für mich. Es gab nur Männer und wir haben uns gegenseitig runtergezogen." Mekan macht eine Banklehre, trotz geringer Motivation schließt er als Primus ab. Er bewirbt sich an Theatern und siehe da: Das Deutsche Theater sucht Jugendliche für eine Parodie von Thilo Sarrazins umstrittenem erstem Buch. Sein Highlight als Komparse ist eine Szene mit Liam Neeson.

Wir haben uns gegenseitig runtergezogen.

Dank eines Stipendiums von der Rosa-Luxemburg-Stiftung kann er studieren. Davor bereist er noch den Irak, China und Indien. Den Bachelor macht er in Sachsen-Anhalt, den Master in der Hauptstadt. Sein Ziel ist ehrgeizig: bezahlbaren Wohnraum schaffen.

Und seinen Eltern will er ein Haus bauen. Ihnen ist er dankbar. Ihr Wille, auf eigenen Beinen zu stehen, macht sie zu Vorbildern. Auch für den Wert, den sie der Bildung stets gegeben haben, ist er ihnen dankbar. Er versteht bald, warum Bildung und Siedlung nicht harmonieren: Es fehlt an Ermutigung.

An die Waldorfschulen-Zeit ohne Noten erinnert er sich gern zurück. Schlechte Noten, Woche für Woche, haben ihn geprägt. Und Sprache – oder besser: Aussprache – spielt eine herausragende Rolle für ihn. Als Kind und Teenager habe er „Ghetto-Deutsch“ gesprochen, sagt er: schnell, grob, mit „ischs“ statt „ichs“. Das Theater hat daran gefeilt, seitdem kann er modulieren – und erkennt bei seinem Gegenüber jetzt stets eine ganz andere, positivere Art von Reaktion.

Die Silvesterfeiern in seiner Kindheit waren wie im Krieg: Araber, Kurden und Türken gingen mit Böllern und Pyros aufeinander los. Damit es eine solche Stimmung in der Siedlung niemals geben wird, ist er jetzt im Quartiersrat. Was bezahlbaren Wohnraum und das Haus für die Eltern betrifft: Ja, das sei ehrgeizig. Aber Schwierigkeiten spornen Mekan Günel an.



Ein Baum voller Ideen

Wie entstehen Beziehungen in der Nachbarschaft? Wie weckt man die Lust, sich für seinen Kiez zu engagieren? Der Verein „Bildungsbaum“ zeigt mit seinem Startworkshop am 8.10.16 einen Weg. Angesichts der Leidenschaft der Vorsitzenden Barbara Yerlikaya für die Düttmann-Siedlung ist der Erfolg vorprogrammiert.

„Wer Ruhe haben will, der ist in Kreuzberg fehl am Platz“, sagt die gebürtige Schönebergerin, die kurz nach dem Mauerfall in den Bezirk gezogen ist. Damals, in der Gegend rund um das Schlesische Tor, ist der Bezirk noch nicht so bunt gewesen, nicht so laut und nicht so interessant wie heute, meint sie – aber viel interessanter als das damalige Schöneberg! In Kreuzberg hat Langeweile jedenfalls Hausverbot.

In dem aufregenden Bezirk fand Barbara im Jahr 2000 in der Werner-Düttmann-Siedlung ihren Kraft- und Ruhepol. Hier hat sie drei Kinder großgezogen und eine Umgebung gefunden, in der sie sich wohlfühlt. Mindestens! Denn wenn man ihr zuhört, weiß man: Barbara ist ein richtiger Fan der Siedlung. Sie kennt fast jeden hier, schätzt die vielen netten Nachbarn und mit einigen hält sie weiter Kontakt, auch wenn sie weggezogen sind. Der Nachbarschaftstreff ist für sie eine zweite Heimat. Mit dem Werner-Düttmann-Platz verbindet sie viele schöne Erinnerungen.

Für die Siedlung hat sie sich sehr früh engagiert – nicht nur, weil sie großzügig ist und gut mit Leuten kann, sondern auch, weil sie perfekt zweisprachig ist: Sie spricht Türkisch. Zwei Jahre arbeitete sie folgerichtig als Kiezdolmetscherin. Und weil sie Gefallen an den vielen Projekten fand und gerne mithalf, kam ihr die Idee des Bildungsbaums.

Früchte des Bildungsbaums: Projekte

Die Idee des Vereins: denen Unterstützung zu bieten, die Ideen für die Siedlung verwirklichen wollen. Neben den fünf Themenfeldern Grün & Garten, Handarbeit & Werken, Kochaktionen, Organisation und Dütti-Café kann man auch selbst ganz neue Ideen einbringen. Um die und neue Interessenten zu finden, gibt es am 8. Oktober von 11 bis 14 Uhr einen Start-Workshop in der Kinderfreizeiteinrichtung „GraefeKids“, Hasenheide 44.



Gemeinsam mehr erreichen: ein Workshop als Start

An fünf Tischen werden in lockerer Atmosphäre Ideen gesammelt, gemeinsam erarbeitet und Kontakte geknüpft. Denn Projekte lassen sich leichter gemeinsam als allein umsetzen und es macht mehr Spaß – ganz abgesehen davon, dass man manchmal mehr Lust oder Zeit hat mitzuhelfen, als eine Idee selbst zu verwirklichen.

Ein Baum besteht aus vielen unterschiedlichen Zweigen

Neue Ideen und Vorschläge müssen nicht unbedingt zu den fünf Themenfeldern passen. So träumt der Kiezredakteur zum Beispiel von Baumhäusern im Garten hinterm Bolzplatz, auch wenn der unmittelbare Nutzen nicht einleuchtet; dafür passt es aber zum Namen des Vereins. Wer stattdessen oder darüber hinaus einen Dütti-Gemüsegarten will, einen Chor, einen Boule-Platz oder was auch immer, ist beim Bildungsbaum-Workshop goldrichtig. Vorschläge für gemeinsame Aktionen, die im umgebauten Nachbarschaftstreff beziehungsweise in der Dütti-Werkstatt stattfinden können, sind ebenfalls willkommen.

Stark im Kiez verwurzelt

Und da Barbara so starke Wurzeln im Graefe-Kiez geschlagen hat, ist davon auszugehen, dass der Bildungsbaum gedeihen und schon bald viele schöne Früchte für den Kiez tragen wird. Ein Vorbild hat Barbara schon mal: Als sie noch auf dem Lebensmittelmarkt in der Beusselstraße arbeitete, lernte sie die Initiatorin der Berliner Tafel kennen, Sabine Werth. Von damals weiß sie, dass Wohlwollen und aufrichtiges Interesse für Menschen Wunder wirken können.

Der Hobby-Philosoph

In einer Siedlung zu wohnen – das hätte Rennie (Reinhard) Tegeler sich nie vorstellen können. Als Teenager brach er aus der Enge eines katholischen Umfeldes aus, als junger Erwachsener bereiste er die Welt, lange lebte er in einer buddhistischen Gemeinschaft. Heute fühlt er sich in der Siedlung wohl. Den Buddhismus hat er zwar hinter sich gelassen. Aber die ruhige Entschlossenheit, das Dasein verstehen zu wollen, ist ihm geblieben. Ein Porträt eines Gelassenen.

Als ich mit Rennie Tegeler spreche, weht starker Wind durch die Siedlung. Die Bäume auf dem Werner-Düttmann-Platz schwanken und es wird immer stärker. Es ist der Abend des 13. Juni 2019, ein gewaltiges Gewitter entlädt sich über Berlin. Meinen Gesprächspartner stört das nicht. Er lässt sein Leben Revue passieren und ist dabei die Ruhe in Person. Aber so war er nicht immer. Es gab wilde Zeiten, Zeiten der Suche und des Reisens.

Rennie durchquerte halb Asien, als der Kontinent noch nicht für Touristen erschlossen war. Er nahm die Transsibirische Eisenbahn, um eine mehrmonatige Reise durch China und Tibet zu beenden. Die Türkei bereiste er, als man hier nur die Küsten kannte. Innerlich reiste er ebenfalls viel und das tut er immer noch: Rennie meditiert täglich. Er gibt auch entsprechende Kurse, zum Beispiel mittwochs in der Dütti-Werkstatt.

Diese Reisen sind fast noch interessanter als die anderen – und erklären seine Gelassenheit.

Er wuchs in einer katholischen Minderheit im protestantischen Niedersachsen auf. Bis zur Firmung folgte Rennie seiner scheinbaren Bestimmung, auf dem Gymnasium regten sich erste Zweifel: Die vielen Regeln und Verbote standen seiner Entfaltung im Wege. Die Beichte bereitete ihm Kopfschmerzen, oft konnte er den Sündendurst des Pfarrers nicht stillen.

Als Teenager rebellierte er, brach das Gymnasium ab, wurde Bürokaufmann und holte später doch das Abitur nach. Im Büro zu arbeiten, befriedigte ihn allerdings kaum. Also absolvierte er eine Tischlerlehre, interessierte sich zunehmend für Politik, war 1980 bei der Gründung der kommunistischen MLPD dabei.



Da lernte er einen Weitgereisten kennen, der ihn inspirierte. Es folgten mehrmonatige Aufenthalte in Asien.

Dort entdeckte er den Buddhismus für sich. Rennies Interesse an der Religion war lange sehr groß. Er lebte in einer buddhistischen Gemeinschaft, war beim „Buddhistischen Tor“ in Kreuzberg – bis auch die ihm zu dogmatisch erschienen. Er bleibt ihnen bis heute verbunden durch die Praxis der Buchhaltung, die er für sie erledigt. Die sei der Meditation durchaus ähnlich, schmunzelt Rennie.

Neugier und Interesse an Menschen führte ihn schließlich in den Quartiersrat. Kaum erblickte er das Plakat, das zur Teilnahme aufrief, schnappte sich Angelika Greis ihn, die Leiterin des QM-Büros. Im Rat lernte er nette Nachbar*innen kennen



und bekam Einblicke in das Leben der Bewohner*innen der Siedlung.

Heute betreut Rennie eine Behinderten-WG. Hier gebe es keine Sinnfrage, die Behinderten brauchten schlicht und einfach Unterstützung. Dadurch reise er seltener, zuletzt war er in Israel und Palästina. Am Tempelberg spürte er förmlich die Konzentration der Geschichte. „Das war hochinteressant, aber die Spannungen belastend“, sagt er. Gegen die verblassten die der Siedlung dann doch.

Was soll ich tun?
Was kann ich wissen?
Was darf ich hoffen?

Rennie ist im Job und in der Siedlung inzwischen angekommen. Er könnte sich zurücklehnen. Doch für ihn ist das Dasein eine Reise und die Philosophie ein Reiseführer. Neben den Fragen von Immanuel Kant – Was soll ich tun? Was kann ich wissen? Was darf ich hoffen? – schätzt er den französischen Philosophen Pierre Hadot. Der Spezialist der Ideengeschichte hat ein originelles Werk geschaffen, in dem er geistige Praxis und Philosophie als Lebensethik vermittelt. Auch er probierte mehrere Lehren aus, bevor er seine fand, und lehnte Dogmen ab.

Der Schnelldurchlauf eines Lebens weist viele Stimmigkeiten auf. Die vielen Erfahrungen fügen sich zu einer Einheit zusammen. Das erklärt Rennies geradezu erhabene Ruhe, während draußen der Sturm tobt und Blitze nahe der Siedlung einschlagen.

Von Heidenheim in die Düttmann-Siedlung

Dass die Schwaben Berlin unterwandert haben, sehen viele Berliner*innen mit Skepsis. Im Fall von Burcu Özüak, seit August 2018 Neubewohnerin der Siedlung, ist das aber ein Glücksfall: weil ihr frischer Blick von außen alle viel über den Kiez, Nachbarschaft und Integration lehrt und eine ominöse Heidenheim-Connection zutage fördert. Teil drei aus der Porträt-Reihe der Dütti-Bewohner*innen.

Der Zeitpunkt ihres Einzugs war denkbar schlecht. Keine drei Wochen nach ihrer Ankunft sah sie Gruppenauseinandersetzungen mit gefährlichen Gegenständen mit an, Einsätze von SEKs mit gezückten Sturmgewehren – US-ähnliche Vorfälle vor Lokalen auf der Urbanstraße. In Heidenheim gab es so etwas nicht.

Aber schnell erkannte Özüak auch die guten Seiten. „Gute Nachbarschaft habe ich hier kennengelernt“, freut sich die zierliche Frau um die 30, die seit Kurzem für das Mittwoch-Mittagessen im Dütti-Treff kocht. In den ersten Monaten fehlte in ihrer Küche viel, ihre Nachbar*innen erwiesen sich aber als sehr hilfsbereit. Sie brachten ihr regelmäßig etwas und fragten, ob sie noch etwas brauche. In Heidenheim gab es so etwas nicht.

Sie war umgezogen wegen eines Schicksalsschlags: Ihre Mutter war völlig unerwartet gestorben. Sie entschied sich für einen Neustart – in Berlin. Seit Jahren verbrachte sie dort mit Freunden Silvester am Brandenburger Tor.

Özüak hat Einiges aufgegeben, zum Beispiel einen gut bezahlten Job beim milliardenschweren Pflegeprodukt-Riesen Hartmann. Dort wurde sie ausgebildet, wurde Maschinen-Pilotin und stellte Pflaster-Sonderanfertigungen her. Aber die vielen Orte, die sie in Heidenheim mit ihrer Mutter verband, wurden ihr zu viel.

Um Abstand zu gewinnen, hat sie das Familienhaus in der Türkei nicht mehr besucht. In Cesme bei Izmir hat sie gerne ihre Urlaube verbracht. Dort gibt es entspannte Menschen, traumhaft schöne Landschaften, Berge, Wald und Meer. Aus der Gegend stammen Prominente wie der Reeder Onassis und der frühere Premierminister Frankreichs, Édouard Balladur, auch Fußballer, Schauspieler und Sänger.

Für Özüak sind Izmir und Cesme Schmelztiegel. Unterschiedliche Bevölkerungsgruppen und Konfessionen wohnen miteinander.

Burcu Özüak blickt mit Zuversicht in ihre neue Zukunft in Berlin. Sie ist hier angekommen. Das habe sie auch Emine Yilmaz zu verdanken, die Leitung des Dütti-Teffs, die sie seit vielen Jahren kennt und schätzt.



↑ *Burcu Özüak und Sohn David*

Die Kunst des Zusammenlebens

Dani fühlt sich wohl hier. Er wird von seinen Nachbar*innen geschätzt, sie sind wie eine Familie für ihn. Wenn man in der Fremde ist, sucht man sich Menschen, die einem ähnlich sind. Eine Kultur und eine Sprache zu teilen, macht für ihn Heimat aus.

Dani kommt aus dem Irak. Die Familie ist über die Jahre oft innerhalb des Landes umgezogen. Er spricht deshalb inzwischen sechs landestypische Sprachen. Zwar nicht jeder Volksgruppe gehört er an, aber er hat sie schätzen gelernt.

Der junge Dani hat mit seinen Freunden viel über Heimat geredet. Heute sagt er: „Heimat ist kein Ort, sondern überall." Ja, er ist ein Weltbürger und überzeugt: „Wenn die Menschen ihr Herz öffnen, werden sie merken, wie wertvoll die anderen sind."

Als wilder Teenie wollte er die Welt retten. Eins hat er dabei insbesondere gelernt und stets beherzigt: Seine Freiheit geht niemals auf Kosten anderer.

→ *Dani Mansoor in seinem Atelier*



„Wenn die Menschen ihr Herz öffnen, werden sie merken, wie wertvoll die anderen sind.“

Der deutsche Alexandrier

Wer in der Düttmann-Siedlung Fragen hat, geht zu Farag Abdel Kawy. Ob Jobcenter, Sozialamt, Rentenantrag, Wohnberechtigungsschein oder Termine bei Arzt oder Ämtern – Farag hilft den Bewohner*innen geduldig durch die byzantinische deutsche Bürokratie: auf Arabisch. Er ist keine graue Eminenz, dafür ist der zwei-Meter-Mann viel zu sichtbar. Mit seiner sanften und kompetenten Art fühlt mensch sich gut bei ihm aufgehoben.

Farag hilft geduldig durch die byzantinische deutsche Bürokratie: auf Arabisch.

Wäre das liebe Geld nicht, würde Farag sofort den Kindern der Siedlung eine schulische Betreuung bis 16 Uhr anbieten, denn eine gute Ausbildung fehle hier schmerzlich, betont er. Schulen wären dann entweder zweisprachig oder hätten eine ausgewogenere Mischung und Kinder würden Theater, Kinos und Museen kennenlernen.

Wer wie Farag in Alexandria aufgewachsen ist – Heimat der einst größten Bibliothek der Welt –, weiß, wie wichtig Bildung ist. Als Jugendlicher hat er ein liberaleres und kosmopolitischeres Ägypten kennengelernt, die goldene Ära der 1960er-Jahre ist in Filmen, im Fernsehen, in Büchern nachgeklungen. Heute sorgt er sich um sein Geburtsland: Als er es 1983 verlässt,



gibt es 46 Millionen Einwohner*innen. Heute sind es 104 Millionen. Toleranz steht nicht mehr auf der Tagesordnung.

Farags Verbindung zu Berlin ist stark: Seine Eltern lernen sich dort kennen. Seine Mutter ist Deutsche, sein Vater wird 1917 in Berlin geboren, als Sohn eines Angestellten des osmanischen Konsulats. Das Osmanische Reich ist zwar passé, aber vielleicht lebt die Tradition des Vielvölkerstaates mit Farag ja weiter: Denn ist die Düttmann-Siedlung nicht eine Vielvölkersiedlung?



„Meine Töchter sind meine Sterne“

Naif Hajaj hat gleich fünf davon: fünf Töchter, die ihn neben seiner Frau Zarah durchs Leben leiten. Familie und Zusammenhalt sind für ihn alles. Eine gute Nachbarschaft gehört dazu, deswegen lebt er sehr gerne in der Düttmann-Siedlung. „Hier gibt es viele nette Familien, nicht nur Landsleute, auch Türk*innen, Kurd*innen, Russen und Deutsche.“

Als er 1996 in die Siedlung zog, gab es weder Nachbarschaftstreff noch QM. 2006 wurde er dann Kiezlotse, vermittelte zwischen Behörden und Bewohner*innen, trat dem Quartiersrat bei und wurde sogar im Abgeordnetenhaus geehrt. Bald kannte er so viele Leute, dass er den Ruf genoss, „Bürgermeister der Siedlung“ zu sein. „Jede*r hat eine Geschichte“, meint Hajaj. Seine führte ihn 1988 vom Bürgerkrieg im Libanon ins friedliche Europa. Sein Ziel: seinen Kindern ein sicheres Leben bieten, nicht wie das seiner Eltern. „Unser Verdienst“, seiner und der seiner Frau: „All unsere Töchter haben Abitur.“

Die Mischung der Siedlung und Kreuzberg will er auf gar keinen Fall verlassen, hier will er alt werden. „Politiker*innen wollen immer Unterschiede zwischen Leuten, dabei sind wir alle Brüder.“ Noch mehr als von Sternen wird Hajaj von einem großen Herz geleitet.

← *v.l.n.r. Osman Beyer, Naif Hajaj, Farag Abdel-Kawy, Sabrin Hajaj, Zarah Hajaj, Samer Hajaj*

Wie geht's weiter mit meinem Engagement?

Kreuzberg bietet einige Möglichkeiten für Bürger*innenbeteiligung. Kommunal strukturiert ist die Bezirksverordneten-Versammlung. Sie ist, zugegeben, lange nicht so niedrigschwellig wie ein Quartiersrat, auch Themen und Länge der Sitzungen sind wesentlich umfangreicher. Für eine Mitgliedschaft bedarf es in der Regel einer aktiven Parteizugehörigkeit und auf jeden Fall der deutschen Staatsbürgerschaft. Friedrichshain-Kreuzberger*innen jedweder Staatsangehörigkeit haben allerdings das Recht, dort schriftlich ihre Anliegen einzubringen. Seit 2005 können auch Bürger*innenentscheide umgesetzt werden. Wenn du dich über etwas ärgerst, einen Gegenvorschlag zu etwas hast und über 5000 Stimmen dafür sammelst, initiierst du ein Bürger*innenbegehren gegenüber der Kommune. Du kannst auch die monatliche Bürger*innensprechstunde der Bezirks-Bürgermeisterin oder des Bezirks-Bürgermeisters aufsuchen, um dein Anliegen für den Stadtteil auf kommunaler Ebene vorzubringen.

Möchtest du dich in deinem Stadtteil engagieren, empfehlen wir dir, Verbündete für dein Vorhaben zu suchen. Die findest du zum Beispiel beim Nachbarschafts-Stammtisch im Dütti-Treff. Auch das Nachbarschaftshaus Urbanstraße hat aufgrund seiner guten Vernetzung im Stadtteil immer Tipps, wie du dein

Anliegen zum Gemeinwohl in den Stadtteil tragen kannst. Die Mitarbeiter*innen wissen jede Menge über Kreuzberger Initiativen, die es zu vielen stadtrelevanten Themen gibt.

Vielleicht willst du auch nur eine bestimmte Aktion in deinem Stadtteil umsetzen, beispielsweise eine Brachfläche begrünen oder ein Fest mit deinen Nachbar*innen feiern.

Bei der KiezAktivKasse kannst du Gelder beantragen, um etwa Plakate und Flyer für einen Aufruf zu drucken oder mit Nachbar*innen eine Aktion im und für den Stadtteil umzusetzen. Der Nachbarschafts-Stammtisch freut sich über unkomplizierte Anträge zu Aktionen, die das solidarische Miteinander im Kiez fördern.

Natürlich macht die KiezAktivKasse nur Sinn, wenn Geld drin ist. Hast du zwar wenig Zeit für deinen Kiez, aber etwas Geld übrig, empfehlen wir dir, den Kiez finanziell zu unterstützen. Ein Dauerauftrag mit einer für dich angemessenen Summe bringt Aktionen für einen lebenswerten Stadtteil für alle mit auf den Weg.



Spendenkonto:

- *Nachbarschaftshaus Urbanstraße e. V.*
  Deutsche Bank
  IBAN DE65 1007 0848 0526 7646 14

Kontakte:

- *Nachbarschafts-Stammtisch im Dütti-Treff*
  Urbanstraße 48 e, 10967 Berlin:
  Ansprechperson: Emine Yilmaz
  Tel. 030 55 95 61 10
  wds.nachbarschaft@via-in-berlin.de

- *Nachbarschaftshaus Urbanstraße e. V. (NHU)*
  Urbanstraße 21, 10967 Berlin
  Tel. 030 69 04 97 - 21
  gekko@nachbarschaftshaus.de

- *Die Freiwilligenagentur (NHU)*
  info@die-freiwilligenagentur.de
  Ansprechpersonen:
  Bettina Bofinger, Andrea Brandt
  Tel. 030 311 66 00 77


Das
am
lässt
Frieren

Bildnachweis:
Adrian Garcia Landa *S. 14, 25, 39, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 78, 80, 85, 97, 98, 99, 100, 105, 107, 108, 110, 114, 115, 116, 121, 122, 125, 132, 135, 136, 137, 139, 141, 147, 148, 176, 177, 179, 181, 189*
Archiv QM Düttmann-Siedlung *S. 11, 16, 19, 20, 21, 23, 24, 27, 28, 31, 32, 35, 38, 42, 45, 51, 68, 70, 71, 73, 85, 91, 92, 95, 103, 104, 113, 118, 129, 151, 153, 154, 155, 157, 165, 169, 170, 171, 172, 174, 176, 184, 185, 191, 193, 194, 197, 199, Umschlag*
Bianka Gericke *S. 158, 159, 160, 161*
Biberzahn *S. 144*
Dani Mansoor *S. 10, 18*
Diakonisches Werk Berlin Stadtmitte e. V. *S. 162, 164*
elhana e. V. *S. 75, 77*
Elisabeth Schwab *S. 17*
Geoportal Berlin / Luftbild 2014 *S. 13*
KURA Baubetreuungs-GmbH *S. 65*
Marion Junkersdorf *S. 173, 175*
Max Bertani *S. 9*
Nachbarschaftshaus Urbanstraße e. V. *S. 41, 43*
Petra Reys *S. 82*
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung *S. 12*
Studio Monbijou *S. 9*
Wolfgang Reiher photography *S. 8, 57*



Das Quartiersmanagement Düttmann-Siedlung schließt seine Tore. Die Website www.duettmann-siedlung.de wird abgeschaltet. Mit dieser Ausgabe der Dütti-Storys wollen wir die Erinnerungen an die Zeit des Quartiersmanagements aufleben lassen und mit Artikeln der Kiezredaktion würdigen.

Dieses Buch ist zugleich Dankeschön und Erinnerungswerkstatt für alle Menschen, die das Quartiersmanagement mit ihrer Begeisterung und Einsatzfreude mitgetragen haben.